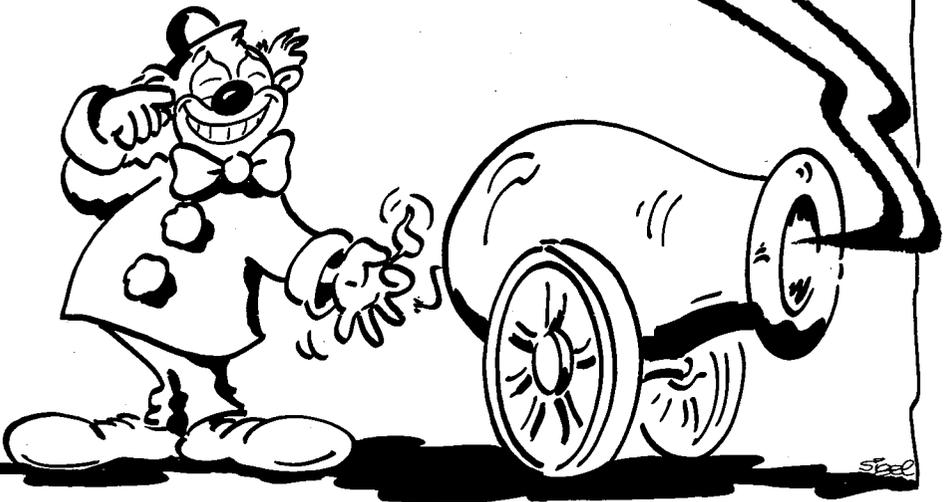


Mynetwäge...



35 NEUE GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHREIB

Der Autor ist Mitarbeiter der Migros Bern. Seine Kurzgeschichten erscheinen regelmässig in der «Aemme-Zytig» Burgdorf, der «Grauholz-Post» Schönbühl und der «Neuen Obergeraargauer Zeitung» Langenthal. «Mynetwäge» ist ein Feriengeschenk dieser drei Zeitungen und der Migros Bern.

«Mynetwäge»[©]

35 neue Geschichten, die das Leben schrieb

«Mynetwäge» ist allen Zeitgenossen gewidmet, die gerne lachen. Auch, und insbesondere, über sich selber.

«Mynetwäge» ist eine Zusammenarbeit von

Rita Brodmann, «Aemme-Zytig»

Hans-Jürg Kleine, «Grauholz-Post»

Kurt Salfinger, «Neue Oberaargauer Zeitung NOZ»

Beat Sigel, Büren zum Hof (Karikaturen)

Thomas Bornhauser, Wohlen (Texte)

©Copyright beim Autor

Auflage: 12'000 Exemplare

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

Nachsitzen!



Wie schnell wir Oldies «out» sind, zeigt sich auch, wenn die Kiddies mit ihren Hausaufgaben ange-rauscht kommen. ☹

Angefangen hat unser Malheur damit, dass Monika und ich bei Frau Messerli zum Eltern-abend geladen sind. Frau Messerli ist, Sie werden es erraten kön-nen, Lehrerin, und in dieser Eigenschaft auch für die Ausbildung unse-rer Erstklässlerin Claudia zuständig (Bornhausers haben noch einen fünf-jährigen Bueb, Patrick. Diese Info, damit Sie wissen, mit was für einer Familie Sie es zu tun haben). Der Info-Abend ist informativ, kurzweilig und geht ohne nen-nenswerten Zwischenfall

“ Es grenzt an vorsätzlichen Selbstbetrug zu glauben, man sei so alt, wie man sich fühlt. Ist reines Wunschdenken, leider. Guterhaltene Mid-Vierziger – jene mit dem überlagerten 68er-Blut in den Adern – werden, beispielsweise, in der Disco als «Komposties» begrüsst, bestenfalls noch als «Grufties». Vorausgesetzt, sie erhalten überhaupt noch Zutritt zu einer Acid-Techno-Jungle-Rave-House-Fuehr.

über die Bühne, bis zum Moment, da das Stichwort «Mathematik» fällt. Allein schon die Rechtschreibung dieses Fremdwortes lässt Zweifel in mir aufkommen. Isch doch wahr... Wie Frau Messerli dann auch noch öppis von vier kleinen Dreiecken, einem grossen söttigen, von Zeichen wie < und > erzählt und dann noch bemerkt, dass «zehn nicht immer die grösste Einheit» sein muss, da verlieren Monika und ich zwar nicht gerade die Fassung, wohl aber den Faden. Halt! Stop! Frau Messerli weiss Rat: Überforderte Eltern können «Math» für Erstklässler im Nachhilfeun-terricht erlernen. Wunderbar. Und, was

noch fast besser ist: Unter Ausschluss der eigenen Jungbrut.

Erinnerungen an die eigene Jugend kommen auf. Mit logischem Denken hat Borni noch heute nichts, aber auch gar nichts am Hut. Lehrer Konrad Schneider (Sek. Hochfeld Bern) gab mir seinerzeit Nachhilfestunden in Algebra und Geometrie, Lehrer Boss hatte das eher zweifelhaftes Vergnügen, mich, ebenfalls in seiner Freizeit, in die Geheimnisse der Physik und der Chemie einzuweihen (gegen entsprechendes Entgelt, versteht sich). Alles für die Katz'. Ich war – diesbezüglich – hoffnungslos überfordert und zwangsläufig halt auch ein lausiger Schüler. Diese Tatsache bestätigt Ihnen einmal mehr eindrücklich, dass noch nie ein Genie vom Himmel gefallen ist.

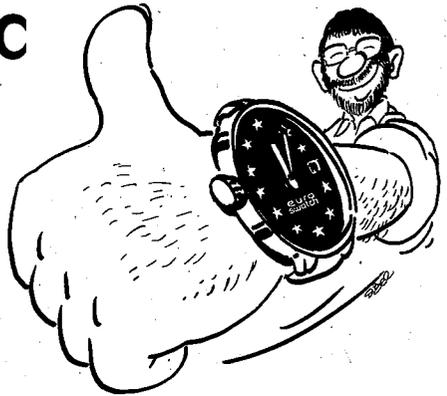
Zurück in die Gegenwart. Insgesamt vierzehn Mütter oder/und Väter, schöne Blamage, sitzen erstinstanzlich bei Frau Messerli nach. Nota bene: Für Schulstoff der ersten Klasse. Die Pädagogin beginnt mit einer Ouvertüre, dass einem Sehen und Hören vergehen muss. Von Kombinatorik ist da die Rede, von Variablen und Relationen. Frau Messerli erklärt uns ebenso etwas davon, dass unsere Kinder auch noch eine Art «Torläufe» machen werden, in «zwei Varianten». erinnert verdächtig an zwei Slalomläufe. Und nirgends ist bei den alpinen Skidisziplinen die Ausfallquote derart hoch, wie im Torlauf. Geistig eingefädelt habe ich jedenfalls bereits jetzt, noch im Starterhäuschen stehend.

«Zuordnen» ist angesagt. Und das heisst: Gleiches zu Gleichem, wobei Varianten-skifahren, um bei der Symbolik zu bleiben, durchaus möglich ist. Velos, Töffs und Autos sind zuzuordnen. Vierräder zu Vierrädern? Zweiräder zu Zweirädern?

Muskelkraft gegen PS? Nichts ist unmöglich. Bei der nachfolgenden Übung hingegen wird es dramatisch: «Hier, bei diesem Beispiel, ist alles klar», gibt sich Frau Messerli entzückt. Chasch danke, gar nüt isch klar, emu mir nid. Radieschen sind zu sehen, Fenchel, Salat, Äpfel, Zwetschgen, vermutlich eine Tomate – und sonst noch allerlei Grünfutter. Wie ordne ich zu? Hors-sol-Produkte zu Hors-sol-Produkten? Ausländische Importprodukte zu ausländischen Importprodukten? Produkte, die unter der Erde wachsen – Rüebli und Zibebe beispielsweise – ins gleiche Körbchen? Aber eben: Wie genau kommen Fenchel überhaupt zur Welt? Panik, ich könnte die falsche Antwort geben. Also lieber überhaupt nichts sagen. Pässt so gar nicht zu mir.

Frau Messerli versucht uns begreiflich zu machen, dass ein Rechteck nicht mit einem Viereck identisch ist. Mir ist, als hätte ich Ähnliches schon vor dreissig Jahren gehört (und bereits seinerzeit nicht begriffen). «Hallo, ein Rechteck hat doch vier Ecken!» protestiert Borni. Das Wort «quadratisch» fällt, für mich sowieso gleichbedeutend mit Recht- und Viereck. Von rechten Winkeln ist plötzlich die Rede. Gibt es auch unrechte? Frau Messerli und ein anderer Vater philosophieren über Romboide (oder so ähnlich) und Parallelograme (oder so ähnlich). Und über Trapeze (oder so ähnlich) – wie im Zirkus. Nur, dass es in der Mathematik keine Auffangnetze gibt. Wohl aber sogenannte Trapezoeder (oder so ähnlich). Paranoia wiederum, soviel kann ich Ihnen dafür verbindlich sagen, hat mit Mathematik nichts zu tun. Oder eben doch? Wär weiss das scho?

Bo's Europa-ABC



„Diese Realsatire handelt von Europa, besser gesagt, vom Verhältnis vieler Schweizerinnen und Schweizer zu Europa. Dass es aber nicht bloss bei den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern harzt, beweist folgendes Episödchen: Ich will wissen, wieviele Sterne genau das Europa-Emblem aufweist. Telefonanruf ins EDA. Niemand nimmt ab. Zweiter Versuch: Die Telefonistin verbindet ins Niemandsland. Dritter Versuch. Jetzt kommt die Pressestelle zum Zug. «Das weiss ich doch nicht!» meint ein unfreundlicher Sprecher (ob es daran liegen mag, dass es erst 09:00 Uhr ist?). Er verbindet ins «Integrationsbüro». Aber auch dort kann eine freundliche Mitarbeiterin nicht helfen: «Ich weiss es nicht». Allerdings erklärt sie sich, auf Anfrage, bereit, nachzuzufragen. Immerhin. 99

A wie Autopartei. Hat sogar von selber gemerkt, dass sie überholt ist. Nennt sich neuerdings anders.

B wie Blocker, Christoph. Volkstribun, Senkrechter. Verpasst Parlamentsabstimmungen schweizerischen Charakters, weil geschäftlich im Ausland unabhkömmlich.

C wie Cotti, Flavio. Ministre des affaires étrangères. Eloquent und nett.

D wie Däniken v. Erich. Hat Europa bereits verlassen und erhält Besuche von Ausserirdischen.

E wie Europa, EU, EWR oder ECU. Sympathisanten gelten in vielen Regionen der Deutschschweiz als Landesverräter.

F wie Frey Walter. Nationalrat, Sekundant von Blocker. Ist gegen EU, Liberalisierung und (fast) alles Unschweizerische. Verdient Millionen mit dem Import ausländischer Autos.

G wie Geld. Im Volksmund auch Chöle, Chlütter oder Stütz genannt. Für Schweizer gilt diesbezüglich: Nehmen ist seliger denn geben.

H wie Hayek Nicolas G. Selbst der Tausendsassa der Uhrenindustrie hat den Euro-Zug verpasst. Laut Verkaufsabteilung Swatch gibt es nämlich keine Euro-Swatch. Noch nicht?

I wie Igelstellung. Typisch schweizerische aussenpolitische Position. Igel werden auf den Strassen vielfach «übercharret», um es gut schweizerisch zu sagen.

J wie Je-ka-mi. Beliebtes Gesellschaftsspiel in Helvetien. Führt auch dazu, dass sich zum Schluss niemand verantwortlich fühlt (was wiederum vielen Politikern entgegenkommt).

K wie Kommunikator. Sprachrohr zum Volk. Grundlage jeder seriös vorbereiteten Botschaft. Der Ausdruck hat weder mit Muni noch mit Tor etwas zu tun, obwohl verschiedene Politiker darauf schliessen lassen.

L wie Liechtenstein. Macht uns vor, was Selbstsicherheit ist.

M wie Maspoli, Flavio. Ur-Antieuro-saurier. Lebt frei nach Schiller (aus «Wilhelm Tell»): «Der brave Mann denkt an sich. Selbst zuletzt.»

N wie «Nein». Erfreut sich im Land der sieben Zwerge hinter den sieben Bergen zunehmender Beliebtheit. (Siehe auch «Nationalhymne» auf Seite 37)

O Wie Ogi, Adolf. Bundesrat. Sein Heimortort Kandersteg soll mithelfen, Brücken zu bauen, um den Röstigraben zuzuschütten. Das Berner Dorf wird deshalb künftig francophon ausgesprochen, als «Le-Pont-peut-il?».

P wie Partnerschaft für den Frieden. Die Grossstreitmacht Schweiz erwägt das Prüfen der eventuellen Möglichkeit einer unverbindlichen Anlehnung.

Q wie Quo vadis? Siehe auch R.

R wie ratlos. Siehe auch W.

S wie Solidarität. Rechtschreibung ungewiss, da in keinem Schweizer Wörterbuch aufgeführt.

T wie Transitabkommen und Tonnen (28:40). Wird von vielen Zeitgenossen mit NEAT, Bahn 2000, Sion 2002 und Sierre-Brigue verwechselt.

U wie UNO und ihre Unterorganisationen. In Genf wegen ihrer Arbeitsplätze und Steuerzahler hochwillkommen. Siehe auch G.

V wie Vertrauen. Ist Bundesrat und Parlament endgültig abhanden gekommen. Sachdienliche Hinweise zum Verbleib sind erbeten an das nächste Fundbüro.

W wie «Was nun?».

X wie «xamtheitlich». Lieblingswort fast aller Politiker. Versagt auch europapolitisch bereits im ersten Anlauf.

Y wie Yoga. Hält z.B. den 78jährigen Yehudi Menuhin physisch und geistig fit. Wäre unseren Bundesräten zu empfehlen.

Z wie Ziegler, Jean. Enfant terrible. Und sagt zum Schluss endlich einer, die Schweiz wasche weisser, ist auch das falsch.

♠-König schlägt ♥-Dame

“Also ehrlich: Da gibt es doch tatsächlich Leserinnen und Leser meiner Realsatiren, die – pfui! – nicht glauben mögen, dass sich Jassabende so zutragen können, wie vor ziemlich genau einem Jahr in «Sygseso» unter dem Titel «Gschobe!» veröffentlicht. Haben Sie eine Ahnung! Genau 366 Tage nach «Gschobe!» fand nämlich wieder so eine denkwürdige Jassete mit unseren Freunden Susanne und Michel Lottaz statt. Dagegen war «Gschobe!» allerdings ein Nasenwasser. Eine Bestandesaufnahme. ☹☹

Nehmen wir den Schluss vorweg und kommen wir zum Wichtigsten, zum

Zählen und zum Zusammenzählen. Monika, meine Frau und zeitweilige Jasspartnerin, ist vermutlich noch heute felsenfest davon überzeugt, dass die «Stöck» a) bereits beim Ausspielen der ersten Paarkarte kundgetan werden und, viel wichtiger, b), 30 Punkte zählen. Ähnliches ist auch vom Drüblatt zu vermelden. Wohl nur dem Frieden zuliebe schreibt Monika bei den Stöck und dem Drüblatt widerwillig 20 und nicht 30 Punkte auf. Und als dann später bei einem Durchgang einmal nicht klar ist, wem genau der Schlussstich gehört, da schlägt Susanne, ganz im Sinne einer friednachbarlichen Coexistence vor, den Stich zu teilen: «Zwei Karten für Euch, zwei Karten für uns.» Süsch no Frage?



Mit dem Austeilen der Karten ist das so eine Sache. Nun gut, an das wildwestmässige Pokersystem von Susanne haben wir uns ja mittlerweile gewöhnt. Und überhaupt, weshalb sollte es nicht erlaubt sein, jedem Spieler neunmal eine einzige Karte auszuteilen? Verwirrend ist höchstens, dass Susanne ihre neun Austeilerunden à jeweils eine Karte mal im, dann sofort wieder gegen den Uhrzeigersinn durchführt. Übrigens: Wir vier sind zuwenig ausgekochte Profis, als dass wir unsere Freude beim Aufnehmen gu-

ter Karten verheimlichen könnten. Einmal, da erwischt es beispielsweise Michel. Mit jeder Karte, die er mehr aufnimmt, wird sein Pfeifkonzert verständlicher – Fredy Mercurys «We are the Champions». Noch bevor Monika überhaupt alle Spieler mit ihren letzten drei Karten bedient hat, spielt Michel jubelnd die ♠6 aus: «Unde ufe, hundert!». Der blöde Zufall will es, dass Monika, Michels Jasspartnerin, ausgerechnet jetzt das Spiel vergibt.

Wer nur will, der kann bei uns viel lernen. Zwei Beispiele: Wie ich einmal mit Michel, im Sinne des Partnertausches, ein Team bilde und selber mit relativ lausigen Karten trumpfen sollte, da macht mein Partner alles klar: «Gschober!». Zwar lässt seine Frau Susanne daraufhin ein spontanes «Du hesch doch gar nüt z'säge» zwischen, mir jedoch ist klar, welche Botschaft Michel loswerden will. Also spiele ich mit zur Schau gestelltem Selbstvertrauen Vorhand aus – mit dem Ergebnis, dass diese Runde mit 54:102 an die Frauen geht. Mynetwäge. Zwei Runden später dreht Michel, dieses Mal selber am Trumpfen, den Spiess um: «Du chasch wünsche» – für mich das Zeichen, dass Borni darf. «♣!» bekommt er zu hören. Worauf Michel die ♦6 ausspielt, mit dem Vermerk «ltz spil ig voll uf Risiko». Kann man wohl sagen. Auch dieser Durchgang geht an die Ladies. Dieses Mal mit 47:105. Henusode.

Palaver gehört bei unseren Jassabenden zur Tradition. Einmal, wie Michel, dieses Mal wieder mit der eigenen Ehefrau am Spielen, einen echten Klassezug zum besten gibt, da kann ihm Susanne nicht folgen. Das gibt sie ihm auch unverzüglich zu verstehen. Während der sofort einsetzenden Diskussion, aus welcher sich das Ehepaar Bornhauser vorsichtshalber raushält, geht Monika auf die Toi-

lette und ich hinter den Kühlschrank. Susanne kann sich auch nach schätzungsweise vier Minuten nicht beruhigen. Trotzdem beschliessen wir, die Runde fertig zu spielen. Susanne macht Michel weiterhin Vorwürfe, er dafür solo den «Match». 1028:0.

Auch Monika und ich produzieren Genialitäten. Einmal, als unsere Gegner ihre Trümpfe bereits verpulvert haben, steche ich Monikas Trumpf 6 mit der Trumpf 7 ab, womit wir uns den «Match» selber verunmöglichen. «Chasch de o grad säge, wett wider e Realsatire schribsch!». Was hiermit getan wäre. Höhepunkt unseres Jassabends bildet das Schlussspiel welches kurz nach Mitternacht exakt 2'484 zu 2'469 für Susanne und Michel steht. Stöck, Wis, Stich. Monika macht ♣ Trumpf, allerdings ohne Stöck. Sie spielt den Puur aus, macht 2'489, Susanne spendiert die ♣7 und ich die ♣10, macht 2'499, dazu sage ich ein Drüblatt an. «Das alls längt nid, Kollege, ig han es Drüblatt!» jubiliert Michel, schmeisst die Karten auf den Tisch und bedankt sich bei Freund und Feind (bei letzteren für die «tapfere Gegenwehr»). Seine Enttäuschung kann man dem armen Kerl nachfühlen, wie sich herausstellt, dass er meine Ansage überhört und erst noch das tiefere Drüblatt auf dem Tisch liegen hat. Schau felkönig schlägt Herzdame.

Schneewitterich und die sieben Zwerge



“ Ob «Die glorreichen Sieben» der bessere Titel wäre? «Die sieben Weltwunder»? Keine Ahnung (da sehen Sie mal selber, wie schwer es Realsatiriker im realen Leben haben). Sicher ist einzig, dass Christine Etter, Susanne Lüthi, Fritz Ramseier, Claude Pilloud, Markus von Allmen, Paul Niederhauser und ich neulich «insieme» in einen firmeneigenen Schulungskurs verfrachtet wurden. Thema: PCs. Genauer gesagt, deren Handhabung. ”

Im Kurszimmer der Klubschule Bern: Ein Lehrer, Herr Berger, steht möglichen acht

Info-Azubis gegenüber – und glauben Sie mir, er hat sie fest im Griff. Im Würgegriff. Auf den Tischen stehen, logo, acht PC-Garnituren für Informatik-Anfänger und solche, die es endlich werden wollen. Neben den acht grauen Kisten acht merkwürdige Schaber, die an Tischbrotbrösmeliroller erinnern, sich dann aber als sogenannte Scanner herausstellen. Ein Scanner, dies für die Nichtexperten unter Ihnen, zieht ein Foto rein und lässt es dann, hokuspokus, auf dem Schirmbild erscheinen. Funktioniert ziemlich genau nach dem Staubsauger-Prinzip.

Herr Berger schreibt als erstes das Wort Software an die Tafel; gleich so schwungvoll, dass sich das o als a liest, Software.

Wie er uns sieben Info-Zwerglein einige Minuten später fragt, ob «Windows» denn ein Betriebs- oder ein Anwendersystem ist, da antworten wir einstimmig und überzeugt das Falsche. Fängt ja gut an. Windows, dies nur nebenbei, heisst Fenster. Und aus derartigen lassen sich, hab ich mir sagen lassen, die Kisten schmeissen, wenn einem die Software zur schieren Verzweiflung treibt.

Wir üben mit der Maus. Als grösster Walt-Disney-Fan aller Zeiten versuche ich, im Malprogramm mit drei Kreisen Mickey Mouse zu zeichnen. Ein grosses Rundumeli stellt das Gesicht dar, zwei kleinere die Ohren. Voilà, «Klick», sehr schön sieht das doch aus. Jetzt müssen nur noch Mickeys Ohren schwarz ausgefüllt werden. «Doppelklick» mit der Maus hier, einmal schwarzes Ohr, «Doppelaxel» mit der Maus zum zweiten, und plötzlich ist die ganze Mattscheibe schwarz, mit Ausnahme von Mickeys Gesicht, welches wie ein Vollmond leuchtet. Guet Nacht.

Zweifellos: Nicht einen Bock, sondern ein ganzes Rudel Böcke schiesse ich symbolisch ab, als ich mich an der eingblendeten Rechenmaschine versuche. Als die Zahlen des Rechners am Bildschirm erscheinen, klicke ich jede Zahl mit der Maus einzeln an. Für 6843 x 98 benötige ich ungefähr 30 Sekunden. Meine Kollegen kriegen abwechselungsweise Lach- und Schreikrämpfe, wie ich mich bei Herrn Berger erkundige, weshalb das Rechnen auf dem PC derart schwerfällig ist. Diagnose: Hoffnungslos.

Ob Willi Burgherr, Klubschul-Boss der Migros Bern, äch weiss, was in seinem Betrieb so alles läuft? Kaum anzunehmen. Zwei Münsterli gefällig? Da lässt Herr Berger zum Beispiel einerseits verlauten, «Wenn Sie mal selber privat einen PC kaufen, bei Interdiscount», währenddem

andererseits das automatische Rechtsschreibeüberprüfungsprogramm in den PCs der Klubschule nicht mal imstande ist, innerhalb eines längeren Laufftextes ein ganz bestimmtes Wort zu identifizieren und es deshalb als «falsch geschrieben» taxiert: Migros.

Kommen Sie mal ganz nahe, dann verate ich Ihnen ein Geheimnis – ja, so ist gut. Also: Ich habe unwahrscheinlich Mühe, logisch zu denken, ehrlich. Eine wunderbare Ausgangslage für die Arbeit mit diesen intelligenten Kästen, nicht? Sehe ich auch so. Aber eben, man hat da so seine Leidensgenossen. Paul Niederhauser, um nur einen von sechs anderen zu nennen, unser Kulturminister, ebenfalls am besagten Schwimmkurs anwesend, schafft es innert ein paar weniger Sekunden mit fünf, sechs gezielten Anschlägen das ganze System zu überladen und abstürzen zu lassen. Prima. Herr Berger ist entzückt: «Kommen Sie alle mal hierher, hinter Herr Niederhauser, und schauen Sie sich an, was Sie niemals machen dürfen.»

Gegen Mittag müssen wir unsere Lernbegehrde für die Nahrungsaufnahme interuptieren. Vorher gilt es, den Bildschirm abzustellen, und zwar nur den Bildschirm. Herr Berger kann im allerletzten Moment, mit einer Art geistiger Hechtrolle, gerade noch mal verhindern, dass Christine Etter quasi den Hauptschalter betätigt und uns einen totalen «Mayday!» beschert. Frau Etter darf sich trösten: Auch andere haben und geben sich Mühe.

Das isch Musig!

“Frühling ist die Zeit der Generalversammlungen – und jene haben es in sich, aus verschiedenen Gründen. Auch wenn viele Grossfirmen damit aufgehört haben, ihre Aktionäre mit Schlemmereien und Präsenten zu verwöhnen, gibt es in diesem unserem Lande, Gott sei Dank, noch Institutionen, die wissen, was sich gehört und was man seinen Aktionären, Mitgliedern oder Genossenschaftern schuldig ist. So ein Fall ist die Genossenschaft Musig Bistrot Monbijou Bern.“

«Ich bitte Euch, wenn möglich schon um 10:00 Uhr zu erscheinen. Zweck: Vorbereitung der Generalversammlung um 11:00 Uhr», schreibt Musig-Bistrot-Präsident Franz Biffiger seinen Vorstandskolleginnen und -kollegen am Vortag zur Versammlung. Trotz viel gutem Willen schaffe ich es nicht. Um 09:50 Uhr telefoniere ich deshalb, peinlichst berührt und mit schlechtem Gewissen, ins Bistrot und lasse ausrichten, dass Bo erst um 10:15 Uhr anrauschen wird und seine Vorstandskollegen schon mal ohne ihn beginnen sollen. Dieser Ausfall, so ist zu vermuten, wird eh niemandem auffallen.



Wie ich um 10:13 Uhr im Musig Bistrot eintreffe, da bin ich erst das dritte anwesende Vorstandsmitglied. Troubadour und Genossenschafts-Vize Bernhard Stirnemann (Initiant des Musig Bistrots) fährt um halb elf ein, unser Vorstandsvorsitzender Franz Biffiger, mit einem riesigen Blumenstrauss für das Geranten-Ehepaar Esther und Michel Tahar in den Händen, um 10:46 Uhr. Kein Wunder, wundern sich die ersten bereits anwesenden Genossenschafterinnen und Genossenschafter hinter einem Glas Bier, dass der Vorstand noch weit davon entfernt ist, komplett zu sein...

Was für ein Tag, was für eine Ambiente! Wunderschönes Mai-Wetter herrscht. Und Freude. Die erste Generalversammlung des Musig Bistrots, zu dessen Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftlern auch eine Bundesrätin (entschuldigt) und ein Bundesrat (dito) zählen, findet im Gärtli statt, unter den Linden sozusagen. Zur Feier des Tages ist die Brauerei Egger zu Worb extra mit dekoriertem Brauereiros und einem riesigen Fass Bier vorgefahren.

Weil jede und jeder dem Ross resp. seiner Besitzerin resp. deren Bierfass resp. dessen Inhalt die Reverenz erweisen muss, verzögert sich der Beginn unserer Generalversammlung minim. Um 11:04 Uhr geht es los. Freibier! Franz B. kann den Anwesenden kundtun, dass über 250 Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftler sage und schreibe 382'000 Franken Genossenschaftskapital gezeichnet und tatsächlich auch einbezahlt haben. Heiteres Episödchen am Rande: Ein Anteilschein der Genossenschaft kostet 1'000 Franken. Alle haben diesen Betrag anstandslos einbezahlt, mit Ausnahme eines nicht genannt sein wollenden Bundesrates, der, von Amtes wegen zum Sparen verdonnert, ursprünglich lediglich einen halben Anteilschein zeichnen will und uns deshalb, in durchaus lauterer Absicht, «nur» 500 Franken überweist. Weil der gleichen Partei zugehörig, können die SPS-Kantonalkoryphäen Biffiger und Stirnemann aber ihren Genossen anlässlich eines Höflichkeitsbesuches überzeugen, einen persönlichen Nachkredit zu sprechen. Na bitte.

Es geht lustig zu und her an diesem Samstag vormittag. Und fröhlich. Immer steht eine oder einer in der Nähe des Rosses, damit es sich nicht langweilt, hicks. Auch ich zeige innert einer Stunde

zweimal Erbarmen mit dem Pfärd. Während der beiläufigen Aufzählung von Stammgästen des Musig Bistrots (wie Polo Hofer) verwechselt unser Präsi den Namen einer bekannten Gruppe westlich von Zürich mit «City West». Sygseso. Ansonsten gibt es über keinerlei Wortkallauer Protokoll zu führen, sieht man von Controller Thomas Allemann (Taberna Bern) ab, der während seiner Finanzanalyse zur Situation des Musig Bistrots mehrmals von «heute abend» spricht, wohl daran gewöhnt, dass Generalversammlungen in Beizen albens abends stattfinden.

Die obligaten Abstimmungen gehen schampar rassig über die Bühne. Um 11:44 Uhr wird der Jahresbericht des Präsidenten zu null genehmigt, um 11:45 Uhr der Vorstand in corpore (wieder) gewählt, um 11:46 Uhr der Präsident solo. Für die Anwesenden ist danach zwar kein Businesslunch vorgesehen, wohl aber Business for lunch, ein musikalisches Duo mit bernischirischem Ein- und Ausschlag. Haben übrigens auch feines Bier, die Iren.

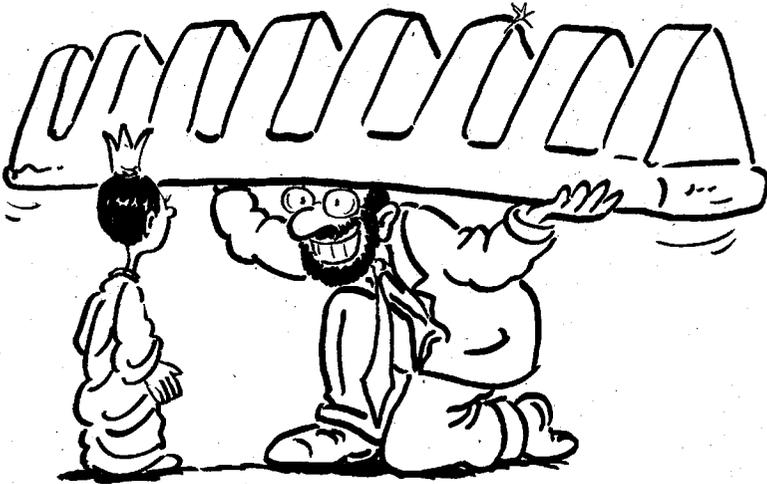
Um 12:09 Uhr sind Pflicht und Kür vorbei, der Vorstand wird mit einer glatten 6,0 ins Wochenende entlassen. Franz Biffiger verabschiedet die gut gelaunte Meute: «ich danke allen, die gekommen sind. Und auch jenen, die nicht gekommen sind.»

Prinzessin Mounira

“Es gibt mitunter Momente im Leben, die bleiben, weil so ungewöhnlich, derart gut im Gedächtnis haften, dass man das Gefühl hat, sie wären erst gestern passiert. Um ein derartiges Erlebnis geht es in der heutigen Kurzgeschichte. Liebe Leserin, lieber Leser: Hat schon einmal eine richtige, eine bildhübsche und gleichzeitig stein-, weil öltreiche Prinzessin Ihre Dienste in Anspruch genommen?”

dessen Französisch ich beim besten Willen nicht verstehen kann, auch im dritten Anlauf nicht. «Excusez-moi, don't you speak English?» Er tut, il fait, he does.

Es ist irgendeine saudiarabische Vertretung in Genève. «Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Faisal aus Saudi-Arabien, zur Zeit in der Schweiz und Liebhaberin ihrer Toblerone, möchte die Fabrik besichtigen, morgen, um diese



13:00 Uhr. Per Zufall sitze ich (erst seit drei Wochen als PR-Assistent bei der Suchard-Tobler «unter» PR-Boss Hans Schneider im Amt) um diese Zeit ausnahmsweise nicht beim Kaffee, sondern in meinem Büro an der Berner Länggass-Strasse. Beim Klingeln des Telefons deutet noch nichts darauf hin, dass sich Aussergewöhnliches abspielen wird. «Bornhauser». Am anderen Ende öpper,

Zeit», kommt aus der Hörmuschel gesprochen. Vor Ehrfurcht stehe ich auf und nehme eine Art geistiger Achtungstellung ein. «Selbstverständlich geht das, wir freuen uns auf Ihre Exzellenz», bekommt der Mann zu hören – ganz gleich, was immer auf dem Programm des kommenden Tages stehen mag. Für eine saudiarabische Prinzessin sage ich (damals noch Junggeselle) alles zu und ab.

Insgesamt dreizehn Personen werden die Suchard-Tobler beehren. Damit Durchlaucht mit ihrem Tross genügend Parkplatz vor unserem Besucherraum hat, wird abgesperrt. Punkt 12:15 Uhr stehe ich, der ich sonst nie eine Krawatte trage, im Hochsommer fein «gschalet» bereit, laufe wie ein Tiger im Käfig auf dem Trottoir vor dem Besucherraum hin und her. Exakt 13:04 Uhr biegen schwarze Limousinen in den Lerchenweg zu Bern ein. Ich stolpere schier, wie ich die Halteverbotstafeln zur Seite räume, damit die Herrschaften problemlos parkieren können. Die Türen der Wagen gehen auf. Überall fremdländische Menschen. Und wo ist Ihre Exzellenz, die Prinzessin Mounira-ben-Feisal?

«Your Excellency, Princess Mounira», wird SIE mir vorgestellt. Bildhübsch, wahnsinnig hübsch sogar, schwarzes Haar mit güldenen Fäden durchzogen. Mir ihr der gesamte königliche Begleittross, zwölf Personen: Gouvernante, zwei Leibwächter, Chauffeure, Coiffeuse, Kinderpädagogin, Dolmetscher, Chindermeitli und Beigemüse. Ich versinke vor Ehrfurcht beinahe in den Boden. Übrigens, die Prinzessin, damit Sie Bescheid wissen, ist ganze zwölf Jahre alt. Und eine der vielen Enkelinnen von König Feisal von Saudi-Arabien. Alles klar?

Im Besucherraum verdrängt der Duft von schwerem französischen Parfum die Schoggi-Wolke, welche Bernhard Stirnemanns sagenumwobenes «Käthi» so unvergänglich macht. Derweil plagen Borni allerdings ganz andere Sorgen: Eine Prinzessin als Besucherin, als Ehrengast, ist an sich schon ungewohnt, was aber mit einer zwölfjährigen Prinzessin anstellen? Weder Allah noch Barbara Siegenthaler können weiterhelfen. Ganz recht, Sie haben durchaus richtig gelesen: Barbara Siegenthaler, die heute mit

mir zusammen bei der Migros Bern arbeitet, war schon vor dreizehn Jahren bei der Suchard-Tobler «Frau Kollega». Never change a winning team, besagt ein englisches Sprichwort, wechsle niemals ein erfolgreiches Team (Selbstvertrauen ist das halbe Leben).

Der gesamte Zirkus besichtigt die SchoggiFabrik. Unterwegs haue ich einen um zwei Köpfe kleineren, untersetzten Bodyguard an, ob er denn überhaupt bewaffnet oder blosser Verzierer sei. Lässig lächelnd öffnet er den Kittel und zeigt seine Ausrüstung. Mamma mia... 007 würde vor Neid erblassen. Arme kleine Prinzessin: Nie darf sie bei den Degustationsständen als erste naschen, immer probiert zuerst eine Vorkosterin und schnappt ihr dabei die gluschtigsten Stücke vor der Nase weg. Merke: Alkoholhaltige Köstlichkeiten haben wir schon gar nicht aufgestellt.

Zurück im Besuchersaal werden diplomatische Nettigkeiten und Geschenke ausgetauscht. Die gewöhnlich Sterbenden erhalten eine 400-Gramm-Toblerone, dem Anlass entsprechend in einem goldenen Wickel verpackt. Prinzessin Mounira zusätzlich eine riesige Schachtel Pralines. Noblesse oblige. Im Gegenzug steckt der lustige Fratz allen Gastgeber (Hostessen, PR-Leuten, anwesenden Journalisten) diskret zwar keinen Barrel Rohöl, wohl aber einen neutralen Briefumschlag zu. Wie die Wagenkolonne die Länggasse in Richtung Genève verlässt, öffne ich ganz verschämt «mein» Couvert. Ihre Exzellenz hat mich für 500 Franken cash würdig befunden. Durchlaucht, beehren Sie uns recht bald wieder!

Wieso loufsch nid, Buume?

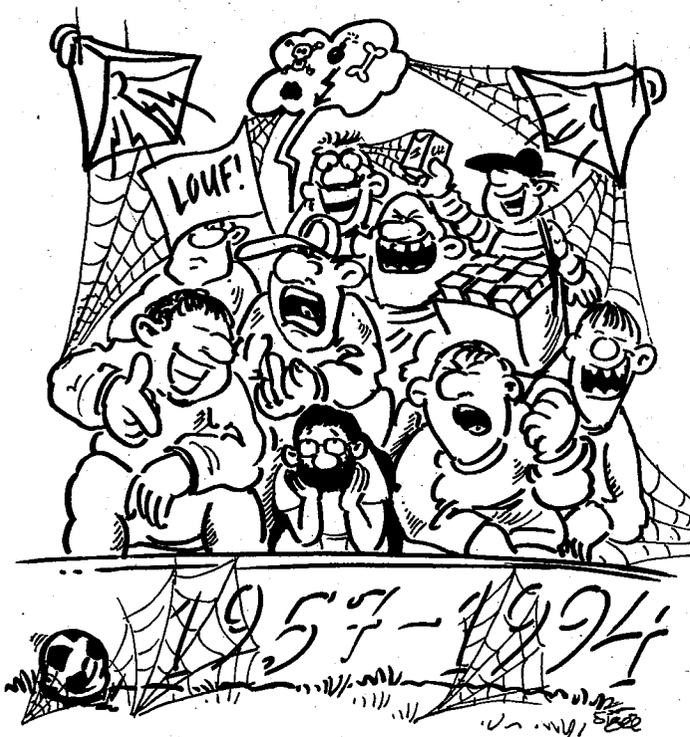
„Seien wir doch ehrlich: Der Berner Sport Club Young Boys, wie YB in voller Grösse korrekt heisst, macht zu Saisonbeginn doch das einzig Richtige. Man lässt sich nach ein paar Runden auf den letzten Platz zurückfallen (aber so, dass der Abstand zur Spitze nie mehr als sechs, sieben Punkte beträgt), um dann, im weiteren Meisterschaftsverlauf und von allen anderen Teams vollkommen unterschätzt, das Feld von hinten aufzurollen, notfalls per Abstiegsrunde. Damit

hält man die Fans bei Laune. Hat noch jedes Jahr geklappt.“

Das baufällige Wankdorf-Stadion übt noch heute eine eigenartige Faszination auf mich aus. Hier war es, wo ich um 1957, als Auslandschweizer-Bueb, zum ersten Mal erwachsene Männer einem Ball nachrennen sah. Ich erinnere mich deshalb noch bruchstückhaft an jene Zeit, weil einer unserer Verwandten, Willi Steffen, bei YB mitklickte und weil YB zum Schluss des Spiels irgendeine Viertelstunde hatte, ich dafür ein warmes

Flusco bekam. Vor dem Spiel verkauften Buben in kurzen Hosen «Mätschprogrammmitotomat». Keine Ahnung, was das war.

Szenenwechsel: Das sechste Spiel der Meisterschaft 1994/95 gegen Lausanne soll, darf man den Zeitungen glauben, YB (bisher ein Punkt aus fünf Spielen) Ende August vom letzten auf den vorletzten Tabellenplatz katapultieren und die vorher angesprochene Aufholjagd einleiten. Diese Ausgangslage macht das Spiel zur Pflicht für einen Realistiker. Und bereits das «Vorwort des Präsidenten» im gratis verteilten «Fanclub-Bulletin» hält, was die momentane Leistung des Wankdorf-Teams verspricht: Präsi W.



fragt sich da nämlich, «was die Saison woll bringt?» Eine, wie wir inzwischen wissen, durchaus perechtigte Frage.

Vor dem Spiel ist am Lautsprecher Unterhaltungsmusik zu hören. Wie vor 25 Jahren, als ich regelmässig im Wankdorf war. Zwischendurch werden die Spender des Matchballs erwähnt, wie vor 25 Jahren. Und Werbung abgespielt, wie vor 25 Jahren. Dann folgen die Mannschaftsaufstellungen, per Lautsprecher, wie vor 25 Jahren. Die Spieler laufen ein, reihen sich in der Platzmitte auf und winken den Zuschauern zu, wie vor 25 Jahren – allerdings in etwas anderer personellen Zusammensetzung als damals. Unmittelbar vor dem Anpfiff werden jene Spieler geehrt, die irgendeine gerade Spielzahl für YB erreicht haben. Wie vor 25 Jahren. Auf den Stehrampen, wo man vor 25 Jahren noch nicht sitzen konnte, verkauft ein Bub Flusco, wie vor 25 Jahren. Flusco heisst heute Choco Drink.

Der Anpfiff. Und mit ihm beginnt es hinter mir plötzlich zu kommentieren. Ein Gescheiter erklärt seiner Familie, wer was alles falsch macht. Von «Wieso loufsch nid, Buume?» (gemeint ist hier nicht ein Herr Buhmann, der Schiri zum Beispiel, sondern YB-Baumann) über «Dr Hartmann het eifach e kei Pöntsch» bis hin zu «Merkt dr Aduobe nid, dass är Offside steit?». Derweil klatscht die Mehrheit der anwesenden 4900 Zuschauer artig, wenn schon nur ein YB-Schuss aufs Lausanner Goal geflogen kommt. In Bern-Nord werden zur Zeit kleinere Brötchen gebacken, als auch schon. Merkt man auch daran, dass beste Werbefläche neben den Goals unbedruckt bleibt. Hinter mir laferets wyter: «Muesch luege, dr Sutter tuet ne itz ine», heisst es fachmännisch-optimistisch, wie YB einen Freistoss zugesprochen erhält. Der ungefähr 12jährige Sohn widerspricht

seinem Erzeuger: «Päpu, das isch di falschi Syte, dr Sutter schiesst links.»

Bei Halbzeit steht es 1:2 für Lausanne. Die Kicker verschwinden in die Kabinen, zum Tee-Kränzchen, wie auf allen Fussballplätzen dieser Welt. Per Lautsprecher werden Mitteilungen und Hinweise auf kommende YB-Spiele kundgetan, wie vor 25 Jahren. Dann, im vermutlich noch gleichen Wortlaut wie vor 25 Jahren, nämlich als «Mitteilung an die Presse», die Zuschauerzahl bekanntgegeben. Es geht doch nichts über Tradition. Apropos: Dort wo die deutschen Fans ihre berühmtberüchtigten «Südkurve» haben, dort heisst es in Bern «East Side». Was dort von den «Eisernen Fans» lautstark zu hören ist, das muss an dieser Stelle der Zensur zum Opfer fallen. Lautstark vorgetragene Rufe wie [REDACTED] oder [REDACTED] sind nicht bloss eine Beleidigung der Gast-Elf, sondern auch der übrigen anwesenden Zuschauer. Würde dem Lautsprecher-Mann und dem «offiziellen YB» wohl anstehen, sich ebenso offiziell von Derartigem zu distanzieren. Oder ein Stadionverbot auszusprechen. Aber eben, vor 25 Jahren war das noch kein Thema.

Es bleibt übrigens beim 1:2. Unverbesserliche Kritiker werden jetzt sicher wieder von einem weiteren verlorenen Match der Berner sprechen. Ich hingegen sehe es positiv und verstehe das so, dass YB einfach die Startlöcher zu ihrer unmittelbar bevorstehenden Aufholjagd gefestigt hat.

Der Forschung sei Dank...

“ Von der Horrorvision geklonter Menschen sind wir vermutlich nicht mehr weit entfernt: In Australien wurden, im Ernst, bei Schafen bereits erfolgreiche (...) Versuche durchgeführt, bei denen die Tiere mit einem «Medikament» behandelt wurden, welches bewirkt, dass an den Haarwurzeln gewollte Bruchstellen entstehen; so dass die bedauernswerten Kreaturen nicht mehr in zeitraubender, teurer und lästiger Handarbeit geschoren werden müssen, sondern effizient und von ungelerten Hilfskräften quasi aus ihrer eigenen Wolle geschält werden können. Was wird der Forschung, die ja immer nur das Beste für uns will, sonst noch alles einfallen? Hier eine Aussicht. ”

Die Schwimmerinnen aus der Volksfabrik China sind zur Zeit unpässlich und bleiben den Wettkämpfen fern. Böse Zungen – sprich alle übrigen Nationen, die sich an den letzten Schwimm-Weltmeisterschaften von den Ledermedaillen an abwärts begnügen mussten – behaupten, die Ladies müssten zuerst ihren Doping-Pegel senken. Seien wir doch ehrlich: Ist doch, echt, zum Davonlaufen, was Neider so daherplappern, nur um vom eigenen medizinischen Unvermögen abzulenken. Was können die armen Chinesinnen denn dafür, dass die westlichen Laboratorien nicht in der Lage sind, Schwimmerinnen mit Schwimmhäuten zwischen Zehen und Fingern im Reagenzglas zu zeugen? Isch doch wahr... Erfreulicheres gibt es zum Glück für

Freunde moderner und bewusster Ernährung zu berichten. Wie nämlich aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle zu hören ist, steht die erfolgreiche Kreuzung eines Kalbes mit einer Bachforelle zur fettfreien und phosphorreichen Kalbsforelle unmittelbar bevor. Parallel dazu proben Forscherinnen und Forscher rund um den führenden Wissenschaftler auf diesem Gebiet, Professor Frank N. Stein, in ihren Laboratorien an der Möglichkeit, ein kostengünstiges Schweins- und/oder Rindspoulet zum Leben zu erwecken. Diese Poulets, das ist für verantwortungsvolle Konsumentinnen und Konsumenten ganz wichtig zu wissen, werden später unter dem unverwechselbaren Markenzeichen «♣Glückliche Kreuzungen♣» (aus Bodenhaltung) zu kaufen sein. Relativ weit gediehen sind auch die Bemühungen, Enten genetisch so zu verändern, dass sie von Natur aus (!) angenehm nach Orangen riechen werden, um den Spitzenköchen dieser Welt die Arbeit in entscheidendem Mass zu erleichtern. Im weiteren hat sich auch die Konservenindustrie zu Wort gemeldet: Darf man einem Branchenkenner glauben, so ist noch vor der Jahrtausendwende damit zu rechnen, dass Erbsli und Rüebli künftig an einem einzigen Hors-sol-Strauch wachsen werden. Presseversprecher der Grossverteiler stellen bereits heute in Aussicht, die preislichen Vorteile dieser bioLOGISCHEN Züchtung aus Schweizerlanden vollumfänglich an ihre Kundinnen und Kunden weiterzugeben.

Auch die Tourismus-Industrie will sich die Möglichkeiten genetisch angepasster Tiere zu Nutze machen. Verkehrsdirekto-

rin Alice Winter und Gemeindepräsident Thomas Hug aus Madrunn jedenfalls geben sich entzückt beim Gedanken, eine künftige Ziegelster werde die weggeworfene Alufolie der gedankenlosen Touristen einsammeln und entsorgen. Und jetzt zum Genialsten: Ruhesuchende Feriengäste werden in Zukunft, so verspricht es uns allen die Forschung, frühmorgens nicht mehr durch das Gebimmel von Kuhglocken geweckt und gestört – ganz einfach deshalb, weil deren Trägerinnen dank des eingepflanzten Brieftauben-Gens mit traumwandlerischer Sicherheit von selber in den heimischen Schlag, pardon, in den heimischen Stall finden. Zu Fuss, versteht sich.

Handlungsbedarf angemeldet hat der Heimtierbereich, nicht zuletzt deshalb, weil Haustiere (und solche, die es in Zukunft werden können!) von Kindern vielfach falsch gehalten oder maltrahiert werden – denken Sie nur an die Schildkröte, deren kleiner Panzer mit einer marlborofarbenen Sponsorenaufschrift verziert und danach, als Ganzes, mit einem Formel-1-Rennwagen verwechselt und dementsprechend eingesetzt wird. Stellen Sie sich deshalb vor, Ihre Miezkatze würde keine Polster oder Vorhänge mehr zerkratzen – und das dank den genmutierten, garantiert krallenfreien Samtpfötchen, die ursprünglich von einer Seidenraupe stammen! Zweifellos das Nonplusultra auf diesem Sektor: Allen Haustieren kann das Gen eines Mur-

melis mit auf ihren Lebensweg gegeben werden. Schnurrli, Seppli oder Prinz können dann ab sofort während des Winters oder während der Ferien – ohnehin keine optimale Zeit für die Zwei- oder Vierbeiner – in den Kühlschrank gelegt und erst wieder bei Bedarf hervorgeholt werden.



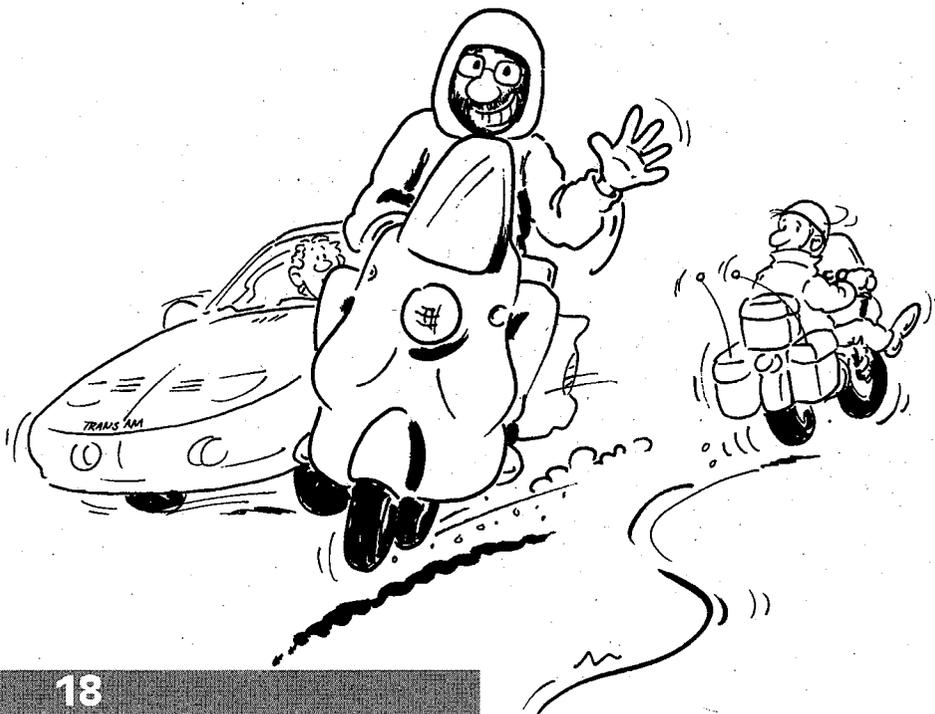
Beluga: Es muss nicht immer Kaviar sein

“ Die Vespa-, Beluga- oder Spacy-Fahrerinnen und -Fahrer unter Ihnen wissen es: Sie sind weder Töfffahrer oder Töffbesitzerin, sondern, schlicht und einfach, nur Roller. Das merkt man daran, dass man von «echten» Töfffahrern auf der Strasse nicht per Handzeichen gegrüsst wird. Mynetwäge, dass selbst Roller Spass an der Sache haben können, belegt unsere heutige Kurzstory. ”

Weil sich unsere Familie aus verschiedenen Gründen keine zwei Autos leisten kann, habe ich mich kürzlich entschlossen, einen Töff für den Weg zur Arbeit zu

kaufen. Schwein gehabt: In meinem Fahrausweis steht noch, dass ich, ohne eine Prüfung machen zu müssen, eine «125er» steuern darf (mit entsprechend neidischem Nebenkommentar meiner Frau, die jetzt, weil sie das Ding ebenfalls fahren will, zur Prüfung antreten muss). Na denn! Die Evaluation ist relativ rasch gemacht: Die Yamaha-Beluga hat für meinen Geschmack und meine Bedürfnisse klar das beste Preis-/Leistungs-Verhältnis (Liebe Honda-, Vespa- oder Peugeot-Händler! Greift nicht gleich mit verärgerten Leserbriefen in die Tasten. Ich sagte ausdrücklich, «für meine Bedürfnisse»).

Weil von Geburt auf unpraktisch veran-



lagt, kaufe ich die Yamaha bei Daniel Schor am Falkenplatz in Bern; damit ich gleich beim Bahnhof bin, sollte ich meinen Töff einmal in den Service oder zur Reparatur geben müssen. Regelmässige Leserinnen und Leser meiner Kolumnen wissen, dass ich von Technik null Ahnung habe und dass die Mitmenschen ob dieser professionellen Unkenntnis oft ihren Kopf schütteln müssen. Herr Schor macht da keine Ausnahme. Was muss der Mann sich denken, wie ich mich beim Kauf erkundige, wo Kühlwasserreservoir und Ersatzrad zu finden sind. Oder als ich bereits nach vier Tagen wieder vorfahre, in der Meinung, dass das Öl bereits «alle» ist. Herr Schor klärt mich auf, mit unübersehbarem Lächeln auf den Stockzähnen: «Der Ölstand, übrigens ist er bei Ihnen tiptop, ist nur sichtbar, wenn der Töff auf einer ebenen Fläche steht, in Schräglage ist gar nichts zu sehen.» Schon wieder etwas gelernt.

Selbst Nicht-Töfffahrer wissen es: Entgegenkommende Motorradfahrer grüssen sich gegenseitig während der Fahrt. Rollerbesitzer gehen da allerdings leer aus. Nur, Rache ist süss. Passen Sie mal auf: Wenn Ihnen, als Roller, das nächste Mal ein schon von weitem her unverwechselbarer Harley-Davidson-Fahrer entgegenkommt, warten Sie bis Easy Rider noch 15 Meter von Ihnen entfernt ist. Dann heben Sie die linke Hand unmissverständlich zum Gruss. Via Rückspiegel werden Sie unschwer feststellen, dass es den Harley-Fahrer ob diesem Schock fast aus dem Sattel wirft. Der Gang zum Töffpsychiater ist für ihn vorprogrammiert. Armer Kerl.

Apropos Erfolgserlebnis, liebe Roller: Zur Zeit ist die Autobahn N1 Höhe Grauholz-Baustelle so eine Art Triumph-Boulevard. Passiert: Bergauf fahre ich auf der rechten Spur in Richtung Bern. Die Geschwin-

digkeit der Kolonne hat sich, wegen der vielen Lastwagen, auf ungefähr 65 Stundenkilometer reduziert. Weil die linke Spur frei ist, überhole ich einen Lastwagen. Und siehe da: Etwas weiter vorne fährt, zwischen zwei Lastwagen eingeklemmt, ein Pontiac TransAm, seit Jahrzehnten schon mein Traumauto (Karikaturist Beat Sigel hat ein söttiges). Können Sie sich vorstellen, was in einem solchen Moment innerlich bei mir abgeht? Als Roller auf der Autobahn einen TransAm zu überholen! Zum Glück kann ich diese Realsatire zu Papier bringen, damit meine Erben wissen, was ihr Vorfahre einmal geleistet hat. Noch meine Ur-Urenkel werden sich die Geschichte von ihren Vätern als Guetnacht-Gschichtli wünschen. What a feeling!

Übrigens, habe ich es Ihnen schon gesagt? Sparsam ist meine Yamaha, das glauben Sie gar nicht. Keine 3 Liter pro 100 Kilometer bracht das Ding, und das obschon der Fahrer genau gleich schwer wie die Beluga ist... Wiedemauchimmerseinmag: Weil im Rechnen und Schätzen noch nie ein Genie, kann ich eines Abends, wie ich spät nach Hause fahre, die seit der letzten Füllung gefahrenen Kilometer nicht mit der Benzinanzeigelnadel in Einklang bringen. Zu gut Deutsch: Der Roller rollt aus... Aber auch dieses Mal steht mir Fortuna bei. In 100 Meter Entfernung steht eine Tankstelle mit Notenautomat. Dummerweise habe ich keine Note dabei. Merken Sie öppis?

Vincent Walek

“ Die kreativen Leute aus dem Fata-Morgana-Team sowie Parkhotel-Sauvage-Direktor Jürg Musfeld aus Meiringen organisieren mehrmals pro Jahr sogenannte Mystery Weekends. Da können Sie ein Zimmer buchen und dann von Freitag bis Sonntag in einer «geschlossenen Gesellschaft» einem Kriminalspektakel par excellence beiwohnen und Sherlock Holmes oder Joseph Matula zu spielen versuchen. Alle «tragenden Rollen» werden von Laienschauspielern besetzt. ”

«Hättest Du nicht mal Lust, einmal eine Rolle bei unseren Mystery Weekends zu spielen?», fragte mich Urs Hostettler (Fata Morgana, Bern) neulich bei Geschäftlichem. Er bekommt eine grinsende Antwort retour: «Spinnsch? Erstens habe ich in meinem Leben noch nie geschauspielert und, zweitens, die Hollywood-Karriere längst abgeschminkt. Vergiss es. Um was geht es denn genau?» – «Ich suche jemanden, der während eines Gala-Diners eine Rede hält. Du kannst das doch.» Genau zehn Tage vor dem Mystery Weekend halte ich endlich das Drehbuch in den Fingern. Von wegen «eine Rede halten». Bo hat sich die Hauptrolle eingehandelt. Als alias Vincent Walek, Direktionspräsident der Firma Switch, welche ihrerseits, an einem Erfinderkongress und als Weltpremiere, ihr «Switch-Timemobil» vorstellen wird. Merke: Jede Ähnlichkeit mit noch lebenden Personen oder in der Schweiz täti-



gen und Frankreich produzierenden Firmen wäre wirklich rein zufällig.

Laut Drehbuch habe ich eine Gattin (Heike), muss mich aber vor allem «auffallend» um die hübsche Messedirektorin (Karin) «bemühen». Wenn das bloss geht. Weil Herr und Frau Walek, immer nach Drehbuch, «gemeinsam im Hotel ankommen müssen», telefoniere ich einige Tage zuvor meiner mir völlig unbekanntes Gattin. Folgender Dialog: «Hallo, Heike? Hier spricht Dein Dich liebender Gatte.» – «Wie bitte?» – «Hier ist Dein Ehemann.» – «Was soll der Quatsch?» Bevor meine Frau den Hörer wutentbrannt auflegen kann, gebe ich mich zu erkennen. Wir verabreden uns um 16:00 Uhr am Kundendienst der Migros in Meiringen, obwohl Heike, laut eigenen Aussagen «nicht in die Migros geht». Für einmal hat sich also der Herr im Hause durchgesetzt. Die Ehefrau dafür revanchiert: Als ich um 16:00 beim Kundendienst stehe und mit Kollegen aus der Migros Meiringen quatsche, schreit plötzlich eine hübsche Schwarzhäufige von weitem quer durch den Laden: «Vincent, was stehst Du so blödsinnig?! Komm und hilf mir!». Die Kollegen schmunzeln. Hat man nun davon.

Spannend dann das Einchecken im Parkhotel Sauvage. Es ist nicht zu erkennen, wer nun offiziöser Schauspieler oder eben, aus meiner Sicht, «nur» interessierter Normalzahlender ist. Die hübsche Dame in Mini dort, eine «Professionelle»? Der Herr im Rollstuhl? Das ältere Ehepaar, das rührend füreinander da ist? Nur eine Gästegruppe macht es den Hobby-Detektiven (zu) leicht: Vier Hauptleute resp. Majore der Schweizer Armee in Uniform stellen als einzige Hotelgäste, kaum haben sie die schönen Zimmer bezogen, ihre schmutzigen Schuhe zum Putzen vor die Türe. So unzeitgemäss neben den Schuhen steht, im wahrsten Sinne des Wortes, wirklich nur unser Militär (normale Gäste benutzen die auf der Etage vorhandene Schuhputzmaschine). Ungeklärt bleibt im Moment, wer den «Off-Putz» spielen wird. Ein Hotelangestellter? Ein echter Off-Putz? Der, frei nach Polo Hofer, Tubelimörder gar?

Wie Vincent Walek dann am Freitag um Mitternacht eines Ereignisses (...) wegen kurzfristig eine Pressekonferenz einberufen muss, da wirkt er sichtlich deprimiert. Zusammen mit Vertretern der Ermittlungsbehörde informiert Walek alle Anwesenden mit monotoner Stimme über das Geschehene. Weil jetzt niemand das Hotel verlassen darf, dafür aber der Polizei für Zeugenbefragungen zur Verfügung stehen muss, ist die Stimmung verständlicherweise gedrückt. Und diese droht sich direkt auf den Umsatz an der Bar niederzuschlagen. Ein Hotelangestellter fordert Walek coram publico ultimativ auf, «positiv zu denken und keine Totengräberstimmung zu verbreiten». Keine zehn Minuten später ist der Mann tot. Und das vermutlich alles meinetwegen. Sie, liebe Leserinnen und Leser, können daher meine Erleichterung erahnen, wie ich die Leiche um zwei Uhr früh quietschlebig und in aufgeräumter

Stimmung mit einem Glas Roten in der Hand bei einer ersten Manöverkritik der Organisatoren antreffe.

Die Schlüsselszenen sollen «plakativ» gespielt werden, heisst es in den Regie-Anweisungen und, «hier dürft Ihr ruhig dick auftragen, damit die Leute merken, dass etwas Wichtiges geschieht». Leichter gesagt, als getan. Weil ich schauspielerisch allen Bemühungen zum Trotz nie so gut sein kann, wie ein «special effect» wirkt, lasse ich bei einer Schlüsselszene am Telefon der Réception kurzentschlossen ein leeres Weinglas effektiv zu Boden fallen, damit die Leute merken, dass sich Wichtiges tut. Bingo: Sekundenbruchteile später hat die Meute kapiert, 20 bis 30 Leute stehen mit gespitzten Argus-Ohren um Vincent Walek herum, der doch unbeobachtet und diskret telefonieren möchte (alles klar?). Wie der Switch-Direktionspräsident dann verstört den Hörer auflegt und sich unauffällig absetzen will, da folgen ihm, schätzungsweise, 15 Personen aufs Zimmer. Die Szene erinnert verdächtig an den Rattenfänger von Hameln.

Wenn Sie nun aber glauben, ich würde Ihnen an dieser Stelle Hinweise darauf geben, wie sich die (hervorragend ausgearbeitete) Story weiterentwickelt, oder dass Ihnen gar gesagt wird, wer der oder die Täter sind, dann irren Sie sich gewaltig. Plappermaul, das ich sonst bin, hat in der Tat eidesstattliches Auskunftsverbot. Tun Sie mir dafür einen Gefallen, falls Sie hingehen? Sagen Sie meinem Kollegen, der das nächste Mal die Rolle des Vincent Walek spielen wird, er solle Fritz de Nyro gegenüber misstrauisch sein. Der ist nämlich ein Schlitzohr.

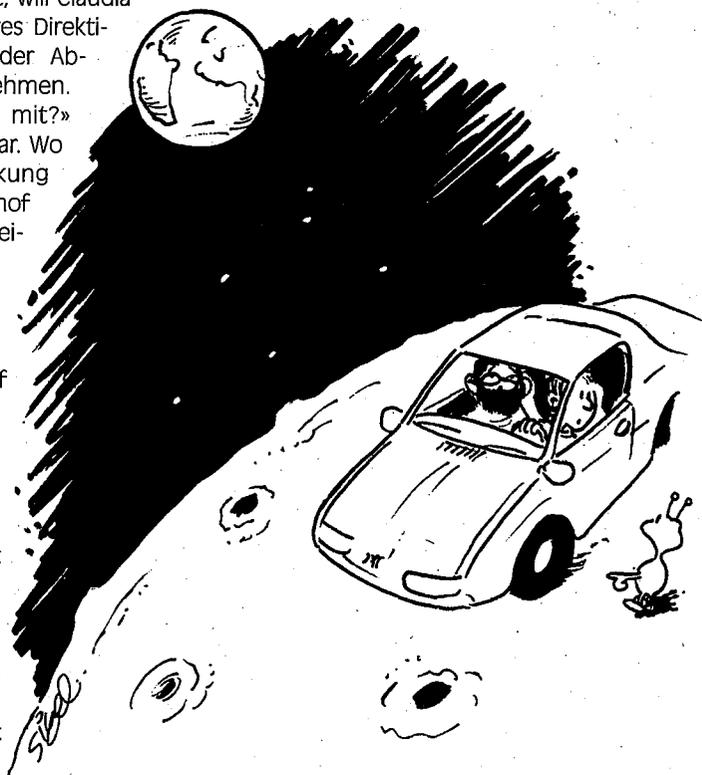
Der Friedhof in Bremgarten

„Irrfahrten mit dem Auto, weil man eine Adresse nicht auf Anhieb finden kann, sind an sich schon nichts Erhebendes, erst recht dann nicht, wenn man dabei noch unter Zeitdruck steht. Wenn einem ein derartiges Malheur zu allem Unglück noch bei der Anfahrt zu einer Trauerfeier passiert, dann ist die Sache doppelt peinlich.“

Aus Achtung und Respekt einer gemeinsamen Arbeitskollegin gegenüber, deren Mutter verstorben ist, will Claudia Boess, Leiterin unseres Direktionssekretariats, an der Abdankungsfeier teilnehmen. «Kommst Du auch mit?» fragt sie mich. «Ja, klar. Wo findet die Abdankung statt?» – «Beim Friedhof in Bremgarten, am Freitag, um 10:15 Uhr.»

Weil weder Claudia noch ich genau wissen, wo der Friedhof in Bremgarten sich exakt befindet, fahren wir rechtzeitig ab, um 09:45 Uhr. Eingangs Dorf, bei der Ortstafel, steht linkerhand ein Treibhaus. «Das wird es ja kaum sein», witzle ich zu Claudia, «Friedhöfe sind ja nicht überdacht.» Frau lässt sich bei ihrer Replik

nicht lumpen: «Dort drinnen gibt es höchstens Hors-sol-Züchtungen, wobei Hors sol sich nicht als ausser- oder überirdisch versteht.» Alles klar. Nach einigen hundert Metern Fahrt halten wir an und fragen sicherheitshalber zwei Passantinnen. Wie sie sich zu uns drehen, da wähnen wir uns auf dem Gelände der Ciné Città in Rom, mitten in einer Fellini-Produktion. Die beiden Skurrilen wissen nicht, wo sich der Friedhof zu Bremgarten befindet. Wir bedanken uns artig – und halten 400 Meter weiter vorne ein



nächstes Mal an. Die Fussgängerin kann uns ebenfalls nicht weiterhelfen. Also fahren wir, unserer Eingebung folgend, weiter.

Irgendetwas in mir sagt, dass der Friedhof nicht mehr weit sein kann. Beim Wegweiser «Altersheim» machen wir den nächsten Versuch. Könnte ja sein. Einem älteren Mann rufe ich aus ungefähr sechs, sieben Metern Entfernung zu: «Pardon, wo ist hier der Friedhof?» Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten. «Heh?» (was im Schwyzerdütsche öppe söfu heisst wie «Entschuldigen Sie bitte, aber ich habe Sie nicht richtig verstanden. Können Sie Ihre Frage bitte noch einmal wiederholen?»). Weil der Mann keinen Deut macht, auch nur einen einzigen Schritt näher zu treten, erhöhe ich das Stimmvolumen um ein paar Dezibel: «Wooooo iiiiist der Friiiiedhoooof?» – «Heh?» – «Friiiiedhoooof, woooo?» – «Der Friedhof?» – «Ja, genau, wo ist der Friedhof?» Er schickt uns um 180 Grad retour, runter an die Aare. «Meeerci!!!» – «Heh?»

Langsam aber sicher schmilzt unser Vorsprung auf die Marschtabelle, aber immerhin, vier, fünf Minuten verbleiben noch bis zum Beginn der Trauerfeier. Wie wir eine kleine Brücke überqueren, kommt die Ortstafel «Felsenau». «Du, hier sind wir falsch» flüstere ich zur FahrerIn. Wir drehen eine Art tête-à-queue und fahren zurück nach Bremgarten. Nach 200 Meter nehmen wir die Spitzkehre rechts zur Kirche. Eine weitere Passantin hat die Ehre. «Ja, der Friedhof ist gleich da unten» meldet sie in perfektem Schriftdeutsch. Eine kleine schwarze Miezkatze sitzt mitten auf der Strasse und will uns jetzt noch aufhalten. Miau. Nachdem dem zweiten diskreten Hupen hat aber selbst das Büsi ein Einsehen. «Dort, die Kirche. Und der Friedhof!» Exakt um 10:14 Uhr fahren wir ein.

Auf dem Parkplatz ist ein einzelner Mercedes zu sehen – und sonst gar nichts. Claudia und ich haben ein komisches Gefühl. Zum Glück kommt die ältere FahrerIn des rassigen Mercedes in diesem Augenblick vom Friedhof zurück (vermutlich hat sie dort den ehemaligen Besitzer des Wagens besucht). «Entschuldigen Sie bitte, ist das der einzige Friedhof in Bremgarten? Wir sollten nämlich zu einer Abdankung, aber hier sieht es nicht danach aus, als...» Die Mercedes-Fahrerin deutet an, dass es in Bremgarten noch eine zweite Ruhestätte gibt: «Da müssen Sie aber auf die Hauptstrasse zurück, Richtung Stuckishaus und dann über die grosse Brücke fahren, in Richtung Länggasse.» Ich unterbreche die Frau auf diskrete Art, noch bevor sie weitere Regie-Anweisungen geben kann. «Nein, nein, wir wollen nicht nach Bern, nein, wir suchen den zweiten Friedhof in Bremgarten, wo Bekannte schon auf uns warten, und...» In diesem Moment ist mir plötzlich alles klar.

«Claudia, bist du sicher, dass wir nach Bremgarten müssen? Nicht per Zufall zum Bremgartenfriedhof?» – «Isch das nid ds glyche?» – «Nei, das isch nid ds glyche». Und weil wir vermeiden möchten, dass die ganze Trauergemeinde sich während der Andacht unsererwegen umdrehen und stören lassen muss, fahren wir, peinlichst berührt, umgehend ins Büro zurück. Dort wundert sich unser gemeinsamer Boss sehr.

It's Ladys Nite

„Herrenabende haben es vielfach in sich, Frauenabende sicher auch. Eine ganz spezielle Runde ist die «Ladys Nite» bei uns zu Hause. Weil meine Frau noch Teilzeit im Spital und deshalb auch «spät» arbeitet, lade ich ab und zu ihre Schwester zusammen mit zwei Kolleginnen zum Znacht ein. Daraus entwickeln sich jeweils erstklassige Happenings – und das erst noch alles mit Kenntnis und Zustimmung der eigenen Ehefrau. So auch geschehen an einem schönen Sommerabend des Juli 1994. ☹☹



Sie sind alle drei um die dreissig, charmant, Singles und für eine «Fuehr» alleweil zu haben: Judith, Aude und Yasmin. Wenn ich sie so alle drei, vier Monate einlade, packt mich jeweils Kollega Ego. Will heissen: Dann versuche ich Originelles zu kochen. Weil Aude und Judith erst kürzlich von einer Ferienreise aus den USA zurückgekehrt sind, ist heute ebensolches angesagt. Alaska-Lachs zur Vorspeise und dann eine richtige Hamburger-Party. And to get the party started we've got some Bud sixpacked. By the way: Heute muss Monika gar nicht arbeiten – weil aber die «Ladys Nite» überfällig ist, bekommt sie sozusagen Zwangsausgang, zusammen mit ihrer Freundin, Susanne.

Unser Toaster, für das Toasten der Toasts geradezu unentbehrlich, gibt seinen Geist im ersten Anlauf auf. Zu dumm, ausgerechnet jetzt, wo der Lachs ansteht. Susanne Mayer, unsere Nachbarin, wird um Hilfe gefragt, in Form ihres uns leihweise zur Verfügung gestellten Toasters. Noch bevor dann der erste Toast unmissverständliche Rauchzeichen von sich gibt (...), probiere ich den Rosé. Ein wunderbarer Tropfen, mit echtem Zapfengeschmack. Zweiter Fehlstart. Beim dritten wird man disqualifiziert.

Yasmin, ein bildhübsches Wesen wie aus 1001 Nacht, beweist eindrücklich, wie scheinbar Unwichtiges scheinbar Wichtiges in den Hintergrund drängen kann. «Du, der Meerrettichschaum ist ein Gedicht, hast du den selber gemacht?» Die Frage kann bejaht werden (2 dl M-Art. 2041.113 steif schlagen und eine halbe 1066.155 darunterziehen). Aude

und Judith stimmen in den Lobgesang ein. Vor lauter Meerrettichschaum geraten Lachs und Toasts zur puren Nebensächlichkei. So einfach ist das. Muss ich mir merken. Wie Yasmin Augenblicke später an meinem Handgelenk auch noch eine sonderbare Uhr entdeckt, da ist ihr Interesse an meiner Person, hurra, endgültig geweckt. Vor lauter Selbstüberschätzung geht in diesem Moment völlig vergessen, dass sie ja Mitarbeiterin von Nick Hayek jun. bei Swatch ist und von Berufes wegen an mir, resp. an meinem Handgelenk resp. an meiner Uhr interessiert sein muss. Immerhin: Weil die Bernhard-Luginbühl-Uhr nur in einer Auflage von 500 Stück für die Migros Basel und Migros Bern gebaut worden ist und erst noch saumässig günstig ist, bestellt sie sich umgehend ein Exemplar. Nick H. wird Augen machen.

Übrigens, zum Thema Augen machen. Jenes wird auch meiner Gattin demnächst widerfahren, nämlich dann, wenn sie merkt, dass mir Judith, in einem Anflug zur Förderung gutnachbarlicher Beziehungen, das bestens assortierte ehfrauliche «Guetzli-Versteck» verraten hat. Mampf. Zurück jetzt in den Garten, wo eine generalstabsmässige Koordination gefragt ist: Zwischen Geschirrabräumen, Holzkohle-im-Grill-Anzünden, Californian Cabernet Sauvignon bereitstellen, Notizen für diese Realsatire aufschreiben und Hamburger-Zutaten auftischen, da müssen auch noch Claudia und Patrick geortet, gefunden und schliesslich zu Bett gebracht werden. Während der Sommerzeit kein einfaches Unterfangen. Auf dem Grill verkohlt derweil der erste Burger. Miner Närve.

Michel, ebenfalls in unserer Siedlung wohnhaft, der an diesem Abend, weil unsere beiden Frauen gemeinsam unterwegs sind, gezwungenermassen babysit-

ten muss, weiss offenbar nicht, dass bei Bo's «Ladys Nite» angesagt ist. «Chunsch no uf es Bier übere, wenn d'Chind schlafe?» will er telefonisch wissen. Wie er etwas der «Drei Engel für Borni» zu hören bekommt, da versteht er seine Welt nicht mehr. Im Sinne eines humanitären Akts gehen wir gegen 22:15 Uhr zu viert bei ihm vorbei. So alle fünfzehn Minuten laufe ich jeweils zu uns rüber, um nach den Kindern zu hören. Wie ich einmal in der Dunkelheit zurückkehre, schlage ich, nur mit Strandschuhen an den Füßen, wuchtig gegen ein kleines Mäuerchen. Auuuaa. Sich jetzt bloss nichts anmerken lassen, schon gar nicht bei den Girls.

Gegen Mitternacht disloziert das Trüppchen wieder an seinen ursprünglichen Standort, wo Coffee & Cake warten. Das heisst... nicht alle fünf verschieben sich gleichzeitig. Aude und Michel treffen erst nach sieben Minuten ein. Wohin des Umweges? Wie Monika und Susanne heimkehren, wundern sie sich jedenfalls sehr, wie aus der ursprünglichen Viererrunde auf der Terrasse plötzlich ein fidelles Quintett geworden ist. Um 03:00 Uhr löst sich die Party auf. Na denn, bis zur nächsten «Ladys Nite»! Bis dann wird sich auch meine tiefviolette mittlere Zehe erholt haben...

Fürioooo...

“ Ein Beamter ist dabei. Und, laut Telefonbuch, ein Prokurist, ein Schreiner, ein Postautochauffeur, ein Elektriker und ein Lehrer. Und viele andere mehr. Die Rede ist von den mutigen Männern der Freiwilligen Feuerwehr zu Wohlen. Diese Truppe gab kürzlich der Öffentlichkeit eine Kostprobe ihres Talents, ihres Könnens. ”

Unserer Erstklässlerin Claudia zuliebe, marschieren Monika und ich am Samstag morgen zum Schulhaus, wo die Freiwillige Feuerwehr Wohlen unter freiem Himmel einen Tag der offenen Türe in eigener Sache durchführt. Der erste öffentlich angekündigte Höhepunkt, eine Demonstration mit Feuerlöschern, ist auf 11:00 Uhr programmiert. Wie wir um Viertel vor elf am Manövergelände vorbeispazieren, sind die Mannen schon mal am Üben. Sicher ist sicher. Im Moment bekunden die «Fire Fighters» allerdings noch grösste Mühe, mit ihrem Feuerlöscher Herr(en) der Flammen zu werden. Das Feuerlein wehrt sich hartnäckig. Einzig Monika zuliebe verkneife ich mir ein vorlautes «Soll ich's Euch ausblasen?».

Zehn vor elf stehen wir vor dem Klassenzimmer – wie von Claudia befohlen. Nadisna kommen auch andere Paare, Lüthi's, Juan's und Hänni's. Peter Schlatter fragt, ob wir schon lange hier wären und daher bereits einzelnen Demos zugeschaut hätten. «Nein, weisst du, als potentieller Pyroman bin ich hier gefährdet.» Peter scheint irritiert, weiss nicht, wie er darauf reagieren soll.

Um 10:52 Uhr geht die Türe auf und heraus kommt, mucksmäuschenstill, Stefan, der, ob den vielen wartenden Erwachsenen sichtlich geniert, in seinem Tornister nach Öppisem zu suchen beginnt – ebenso mucksmäuschenstill von den anwesenden Eltern beobachtet. Nach fünfzehn, vielleicht zwanzig Sekunden merkt der Arme, dass er im falschen Tornister wühlt – Laurent hat nämlich exakt das gleiche Modell. Mit hochroten Ohren macht Stefan eine Art Stellungswechsel – und wird dann rassig fündig.

Hurra! Um fünf vor elf brennt zwar nicht die Schule, aber immerhin werden die lieben Kleinen ins Weekend verabschiedet. Fünf Minuten später stehen wir, mit vielen anderen Schaulustigen, bei der angekündigten Demo. Bevor von jedermann gefeuerlöscht werden darf, erklärt ein Brandbekämpfer lang und breit die Gefahr brennender Pommes alumettes resp. Pommes frites resp. überhitzenden Fritieröls. Weil selbst der referierende Feuerwehrmann Respekt vor einem brennenden Fritiertopf hat, schmeisst er das Streichholz in hohem Bogen und aus sicherer Entfernung in die Pfanne – trifft aber erst im ungefähr fünften Anlauf. Spontaner Applaus einzelner Anwesender. Derweil spritzen sich Kinder neben dem Pausenplatz bei und mit der grossen Handspritze gegenseitig pflotschnass. Die Mütter wird's freuen.

Auch eine Feuerwehr-Beiz gibt es. Zum Löschen von Bränden. Von Nachbränden. Ausgerechnet als ich für Getränke anstehe, wird, kommentarlos, eine Kiste Guetzli angeliefert, im Langzeitgedächtnis noch immer unter dem Namen



interessiert sich für den Einstandspreis. Gut möglich, dass die gluschtigen Stückli schliesslich unter dem Ankaufspreis vertschuttet werden. Nach dem Motto: «Zwar verlüüre mer pro Stück zwängz Rappe, aber mir mache dr Umsatz mit dr Mängi.»

Unerwartetes Rencontre dann, als die ungenannt sein wollende Susanne Schori aus Wohlen plötzlich mit dem exakt gleichen T-Shirt wie ich an der Demo auftaucht, mit Polo Hofers «Feu sacré», dem Anlass entsprechend. Wir schmunzeln einander zu. Viele Besucherinnen und Besucher sitzen bei der Beiz. Unerlaubterweise, und ohne gross zu fragen, dreht sich dann der Wind und luftet den Sitzenden ein feines Gemisch von Feuerlöschpulver, Rauch und Russpartikel aus Richtung Demo-Platz herüber. Erste beginnen diskret zu motzen. Vielleicht scheint es nur so, dass eine Samariterin im gleichnamigen Zelt mit Schalk und Zwinkern in den Augen just in diesem Moment demonstrativ auf Atemschutzgerät und Sauerstoffflaschen zu schielen beginnt...

«Zwänzgerstückli» bekannt. Folgender Dialog entwickelt sich unter den drei anwesenden Offiziellen: «Wie teuer verkaufen wir? Einen Franken pro Stück?» – «Sicher nicht, zwei Stutz pro Stück.» – «Nein», unterbricht der Dritte die Kalkulationsrunde, «einsfünfzig scheint mir angemessen.» Etcetera, etcetera. Keiner

Von Storchenbrutpaaren und Erdnussbutter

«Traue keiner Statistik, die du nicht selber gefälscht hast» soll ein kluger Kopf gesagt haben. Das wohl Schwachsinnigste auf diesem Gebiet bekam ich kürzlich bei meinem Coiffeur, Peter Berset, zu hören: Die Nichtbetriebsunfall-Prämie der Hairstyler-Zunft ist, kein Witz, weit höher als bei vielen anderen Berufsgruppen, weil Coiffeure, so scheint's, in ihrer Freizeit wesentlich risikoreicher leben. Sagt jedenfalls eine offizielle Statistik. Heute erhalten Sie, im Sinne einer kostenlosen Dienstleistung Ihres Kolumnisten, eine praxisbezogene Nachhilfestunde und lernen, wie Sie selber Schabernack zu einer wissenschaftlich haltbaren Statistik umfunktionieren können. ☹

Müsste ich die Wissenschaft mit einer Doktorarbeit beglücken, diese hiesse simpeleinfach «Vom unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Zunahme freifliegender schweizerischer Storchenbrutpaare und dem ansteigenden Konsum von Peanut Butter in der Schweiz seit 1976». Den Beweis für diese statistisch von A-Z belegbare Behauptung werde ich Ihnen hier zwingend erbringen.

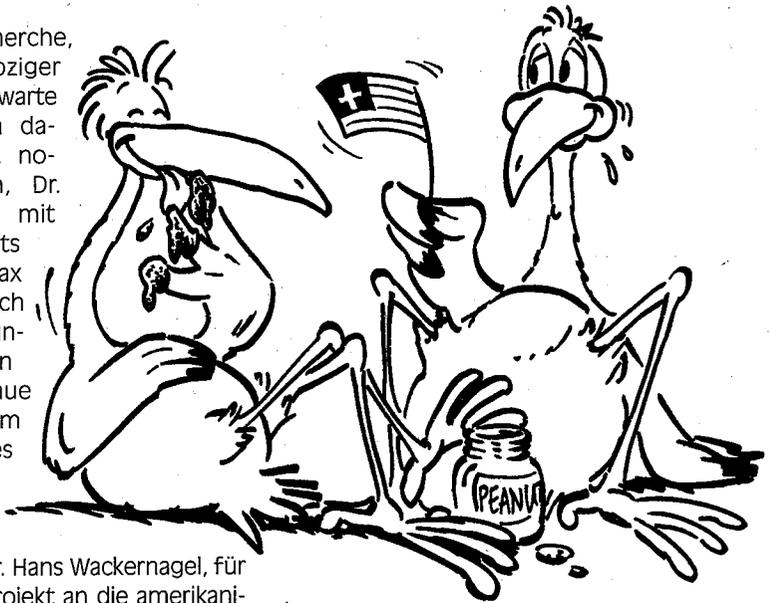
Zwei Jahreszahlen prägen das Konsumverhalten vieler Schweizerinnen und Schweizer zur Peanut Butter (nachstehend als Erdnussbutter bezeichnet): 1976 und 1992. 1976 legt die Erdnussbutter-Mafia unter dem damaligen Erdnussfarmer und späteren Präsidenten

Jimmy Carter ihr Fundament zur Eroberung helvetischer Frühstückstische. 1992 dann, genau 500 Jahre nach der Entdeckung des Neuen Kontinents durch Christoph Columbus, öffnen sich endgültig die Erdnussbutter-Schleusen in die Alte Welt. Diese beiden historischen Daten lassen sich problemlos belegen. 1976 nimmt die Migros Erdnussbutter in ihr Sortiment auf. In den folgenden Jahren steigt der Verkauf unaufhaltsam an, bis er, Angaben des Migros-Genossenschafts-Bunds MGB zufolge, ausgerechnet 1992 innert weniger Monate förmlich explodiert, mit dem Ergebnis, dass der Grossverteiler 1994 bereits weit über 250'000 Einheiten Erdnussbutter in der Schweiz verkauft!

In ähnlichen Bahnen verläuft die Entwicklung der freifliegenden Storchenbrutpaare: 1950 ausgestorben, zählt die Schweiz zu Beginn der siebziger Jahre, dank der aufopfernden Arbeit von Storchenvater Max Bloesch in Altreu, knapp zwanzig Storchenbrutpaare, 1976 (parallel zur Einführung der Erdnussbutter in der Schweiz!) hat sich der Bestand bereits verdreifacht. Heute zählen wir, laut Angaben der Storchensiedlung Altreu, sage und schreibe 150 freifliegende Storchenbrutpaare. Wie aber finden Störche und Erdnussbutter in den gleichen Horst?

Professor Leopold Ungeheuer, Extraordinarius an der Universität Heidelberg mit einem Lehrstuhl an der Fakultät für Angewandtes, kennt das Geheimnis zwischen Brotaufstrich und Adebar: Ausgangspunkt der nur scheinbar zufälligen Parallelität ist nämlich, so die «ungeheu-

erliche» Recherche, Mitte der siebziger Jahre, die Vogelwarte Sempach, deren damaliger Direktor, nomen est omen, Dr. Eduard Fuchs, mit dem bereits erwähnten Max Bloesch beruflich und privat befreundet ist. Eben dieser schlaue Fuchs reist 1975 im Auftrag eines anderen Freundes, des Kurators für Vögel



am Basler Zolli, Dr. Hans Wackernagel, für ein Forschungsprojekt an die amerikanische Westküste, um die Lebensgewohnheiten des südkalifornischen Küstenklapperstorches (*ciconiidae americansis coastis 101*) zu erkunden. Während seines Aufenthaltes an der University of California in Los Angeles UCLA lernt Fuchs nicht bloss die Lebensgewohnheiten des Küstenklapperstorches, sondern auch jene der Amerikaner kennen, die, zum Breakfast in America, nichts lieber aufs Brot streichen als Erdnussbutter. Nach seiner Rückkehr wertet Eduard Fuchs, gemeinsam mit Max Bloesch und Hans Wackernagel, die Aufzeichnungen seiner naturkundlichen Forschungsarbeit aus – und kömmt dabei auch, beiläufig, auf die Erdnussbutter zu sprechen. Einer des Trios, es lässt sich heute nicht mit letzter Sicherheit nachvollziehen wer, kontaktiert daraufhin, im März 1976 (!), seinerseits einen Bekannten beim MGB in Zürich (nein, nicht der Störche, sondern der Erdnussbutter wegen). Worauf die Erdnussbutter, einmal im Sortiment des Grossverteilers, ihren unaufhaltsamen Siegeszug in der Schweiz startet.

Wie bitte? Sie zweifeln allen Ernstes an meiner light Dissertation, die besagt, dass die Entwicklung der Erdnussbutter-Verkäufe in der Schweiz zwingend und nachweislich mit der steigenden Zahl freifliegender Storchenbrutpaare in unserem Land zusammenhängt? Aber, aber... Und wie, bitte schön, erklären Sie sich dann – ich frage Sie! – folgende, ebenfalls belegbaren Gegebenheiten? 1987 erhält Storchenvater Max Bloesch vom MGB für sein Lebenswerk (und, so vermuten Insider, den Erdnussbutter-Tip in Richtung Migros) den mit 50'000 Franken dotierten Adele-Duttweiler-Preis. Die Laudatio bei der Preisverleihung im Gottlieb-Duttweiler-Institut GDI hält wiederum Dr. Hans Wackernagel, Kurator Vögel am Zoologischen Garten in Basel. Im Publikum ebenfalls anwesend: Eduard Fuchs. Süscht no Frage? Äbe.

Sprechen Sie mit Ihrem Kaugummi

“ Dies ist ein Heilmittel. Für Risiken und Nebenwirkungen beachten Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker » heisst in der Werbung für Medis. *Glücklich ist da, wer überhaupt mit jemandem sprechen kann. Oftmals liegt das gar nicht mehr drin, weil schlicht niemand Lust zeigt, zuzuhören. Sie könnten ebenso gut mit der Blumenvase, Ihrer Lieblings-Konservenbüchse oder dem Kaugummi, den Sie gerade im Mund haben, sprechen. Oder mit Ihrer Benzinzapfsäule.* ”

Anlässlich des Hornusserfests 1994 in Bleienbach ist, im Rahmenprogramm, ein Konzert mit Patrick Lindner angesagt. Leserinnen und Leser der bisherigen «Bo-Büchlein» wissen, dass unsere Claudia weiche Knie bekommt, wenn sie schon nur den Namen des Sängers hört. Fazit: Auch Familie Bo reist nach Bleienbach. Wie wir auf den grossen Parkplatz eingewiesen werden, fällt auf, dass eine ganze Wagenkolonne damit beginnt, in Dreier-Reihe zu parkieren. Mit dem Resultat, dass die mittlere Reihe sozusagen eingesperrt wird: Auto links, Auto rechts, Auto vorne, Auto hinten. Da wird es kein Entzinnen geben. Ein Rekrut regelt den Verkehr. Ich mache ihn auf das voraussehbare Chaos aufmerksam. «Je ne comprends pas» kommt zurück. Je m'explique en français. «Ça ne me concerne pas.» Auch sein Kollege, der daneben steht, genüsslich zuhört und mit Nichtstun beschäftigt ist, erklärt sich für nicht zuständig. Weiter vorne steht der Korpo-

ral. «Ce n'est pas de notre affaire» heisst es. «Mon Dieu, on vous a interdit de réfléchir?» – «Vous voulez faire le boulot vous-même?» Immer, wenn jemand mit dem Rücken zur Wand steht, heisst es «Machen Sie es doch selber». Glücksfall: Zehn Meter nebenan steht ein offiziell Uniformierter der Feuerwehr. Auch ihn gehe das nichts an. Behauptet er wenigstens. Aus der Ferne ist zu sehen, dass zwanzig, dreissig Autofahrer nach Mitternacht Zeter und Mordio schreien werden. Niemanden kümmert das. Auch den Mann im Kassenhäuschen nicht – und den Platzanweiser schon gar nicht. Weshalb auch? Gehören Sie per Zufall zu den Autofahrerinnen und Autofahrern, die betroffen waren? Dann bedanken Sie sich doch ganz einfach bei... ja, bei wem eigentlich?

Versuchen Sie mal, via Telefonauskunft 111 eine Adresse in Erfahrung zu bringen. Mit Sicherheit spielt sich dann folgender Dialog ab: «Auskunft, Hubacher.» – «Guete Morge. Kann ich in Wohlen bei Bern die Adresse eines Häusler Hans haben?» – «Häusler Hans in Wohlen?» – «Ja, bitte.» – «Moment schnell» – «Häusler Hans hat die Nummer 8.» – «Sorry, die Adresse benötige ich.» – «Aha, die Adresse.» Macht der Gewohnheit nennt sich das.

Apropos Macht der Gewohnheit: Gleiches widerfährt einem im Restaurant beim Bestellen eines Kaffees «bitte mit Assugrin». Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit werden Sie Ihren Kaffee mit Zucker erhalten. Bestehen Sie dann womöglich auf das Assugrin, werden Sie mit ebenso an Sicherheit

grenzender Wahrscheinlichkeit böse Blicke Ihrer Serviererin ernten. Um das zu vermeiden, trinke ich dann albens meinen Kaffee ohne Süsstoff, obwohl er fürchterlich schmeckt. Der Gag: Beim Einkassieren, wenn das Zuckersäckchen noch ungebraucht daliegt, kommt meistens der Schlusskommentar: «Jesses, Dirheit ja Assugrin wölle.»

Durchaus möglich, dass ich in einem früheren Leben als Tiger durch den bengalischen Dschungel gestreift bin (zumindest bin ich im chinesischen Jahr des Tigers geboren). Tatsache ist nämlich die, dass ich Fleisch grundsätzlich nur «bleu» esse, resp. essen möchte. Das ist leichter gesagt als getan. Wo man auch immer ist: a) fragen die Kellner immer nach («Blö?»), b) erntet man ringsherum nur Kopfschütteln, selbst bei der eigenen Ehefrau, und, c), kommt das Fleisch sowieso nie bleu daher, saignant viel-

leicht, aber da hat man schon Schwein gehabt. Gut, ist ja durchaus möglich, dass der jeweilige Koch der Meinung ist, sein Fleisch könne man dem Gast – aus welchen Gründen auch immer – bleu unmöglich zumuten. Bloss, das nützt mir nichts. Verspricht der Besuch eines Selfservice-Restaurants mit Grill, wie zum Beispiel im Shoppyländ, mehr Glück? Chasch danke. Wie ich, während einer Diät, ausdrücklich ein Entrecôte nature bestelle, bleu natürlich, muss ich mich zuerst mit Händen und Füßen wehren, damit keine Kräuterbutter, kein Gemüse und keine Kartoffeln auf dem Teller landen. Völliges Unverständnis seitens der Köche. Als mein Entrecôte auf dem Grill liegt, drehen sich die beiden ab und garnieren irgendwelche Teller. Der Beobachter erlebt live, wie das Entrecôte seitlich immer weiter zur Mitte braun wird. Auf meinen lautstarken Hilferuf dreht sich Koch 1 selber und anschliessend das Fleisch um, derweil Koch 2 demonstrativ seinen Kopf schüttelt. Dann geht das Garnieren weiter. Wie ich Sekunden später lautstark darum flehe, die Leute mögen mir, bitte, bitte, das Fleisch auf eigene Verantwortung vom Grill nehmen, da bekomme ich zuerst böse Blicke zugeworfen und dann das Entrecôte auf den Teller. Klar, à point.



Mr McCartney: Phonecall for you!

“ Einmal im Jahr wird Bern zum Rock-Mekka Europas, dann nämlich, wenn das Gurtenfestival über die gleichnamige Wiese geht. Und wie so oft im Leben: Das wirklich Amüsante passiert hinter der Bühne, im wahrsten Sinne des Wortes. Hier einige Backstage-Impressionen 1994. ”

Bereits bei der Talstation der Gurtenbahn sticht der geübte und daher braungebrannte Open-Air-Fan in Shorts, T-Shirt und Turnschuhen ins Auge – durch seine festivalerprobte Ausrüstung: Rucksack (Modell Sherpa Tensing), Schlafsack (samt Schaumgummi-Unterlage), festes Schuhwerk (ausser am Rucksack angehängt), Teleskop-Stangen für eine zeltähnliche Einrichtung (offiziöses Zelten ist verboten), Sonnenschirm (imprägniert, falls eine Wolke brechen würde), Gaskocher sowie alle weiteren, von aussen nicht einsehbaren Unentbehrlichkeiten, die ein geneigter Festivalbesucher sein eigen nennt, wie Mini-Frigo samt assortierter Bar, mindestens drei «Zältplache» und eine Weekendpackung Red Bull.

Langwierig, dafür um so unterhaltender das Anstehen vor dem Info-Häuschen, wo vorgängig reservierte Festival-«Persilscheine» für Presseleute, Sponsoren und VIPs (echte und angebliche) bezogen werden können. Von den schätzungsweise fünfzig Anwesenden probieren «es» die meisten halt einfach mal. Irre, was da so alles erzählt und behauptet wird, um an einen der begehrten Back-

stage-Pässe zu kommen. Von «Ich habe letzte Woche telefoniert und 'man' hat mir garantiert, dass...» über «Ich komme im Auftrag von Kuno Lauener» bis hin zu. «Was glauben Sie eigentlich, wer Sie sind!? Ich werde mich bei André Béchir über Sie beschweren, darauf können Sie Gift nehmen!». Das Dumme an der Sache ist bloss, dass Good-News-Boss André Béchir, obwohl anwesend, mit dem Gurtenfestival nichts zu tun hat.

Auffallend, wie fast alles, was da hinter den Kulissen kreucht und fleucht, ein Natel spazierenführt und es ständig benutzt – optisch und akustisch logischerweise für alle übrigen Anwesenden bestens wahrnehmbar. Telefonitis total. Ich wette viel mit Ihnen, dass einige dieser Zeitgenossen nur so tun, als ob. Ein Beispiel gefällig? Originalzitat eines Lautstarken: «Hello? Francis? Did you phone up Paul McCartney as I told you?» Wie wenn dr Pole uf es Telefon vom Güsche gwartet hätti.

Wer hier oben einen Spezialwunsch hat, der kommt an den Broncos – für die Security verantwortlich – nicht vorbei. Selbst die offiziellen Vertreter des «Freundes & Helfers» spielen die zweite Geige und lassen sich von Jimmy Hofer & Co beraten und verpflegen. Apropos Jimmy Hofer: Auf seiner Jacke hat er die Abkürzung «MC» stehen. Was das wohl wieder heissen mag? Aude Carnat, als Flight Attendant bei der Swissair unter Vertrag, weiss Rat: «Maître de cabine». Sogar Jimu schmunzelt, wie er von Aude hört, wie «Moto Club» interpretiert werden könnte. Weil eben keinen Dreck besser als «die anderen», versuche ich

schlitzohrig bei Jimmy Hofer für den nächsten Tag eine Sonderbewilligung für eine Töffahrt auf den Gurten zu erschleichen – das Ding würde ich oben auf dem offiziellen Broncos-Gelände parkieren, schön artig neben den vielen Harley Davidsons. «Was hesch für e Maschine?» – «E Yamaha, e Roller, e 125er». Jimmy kriegt zuerst schier Vögel und danach einen Lachkrampf: «Los emau, Cuete, under 1000 Kubik muesch doch gar nid cho frage...» So ist das also.

VIPs sind offenbar auch nicht mehr das, was sie einmal waren. Am offensichtlichsten gibt man es gewissen Leuten im gleichnamigen Restaurant zu verstehen. Peter Marthaler und Team vom Fernsehen DRS warten eine Ewigkeit auf ihre Salatteller (derweil einige Zuständige puurlimunter einen Apéro zelebrieren). Jacqueline und Judith, zwei Ladies aus der Klinik Permanence (jemand könnte ja einen Misstritt machen), gedulden sich 28 Minuten auf zwei Bud... Ganz anders Marcus Cyger, berühmter Fotograf. Kaum sitzt er, hat er sein Blöterliwasser. Ich will wissen, wie er das angestellt hat. Die Serviceangestellte klärt auf: «Sie sitzen am falschen Tisch». Das hat man jetzt davon. Nebenbei bemerkt: Gäbe es den «Gurten-Pechvogelpreis 1994», Raymond Gärtner, M-Restaurant-Verkaufschef, hätte ihn auf Konto sicher. Tonnenweise Lebensmittel hat er, himself, für die Veranstalter und Festival-Restaurateure auf den Berner Hausberg gekarrt und verteilt. Alles

klappte reibungslos – bis auf den riesigen Behälter mit fixfertiger Sauce Tartare. Wie das Ding abgeladen werden soll, kippt und zerbricht es. Pflatsch. Ob die Leute mit ihren baked potatoes allesamt zum M-Lastwagen pilgern mussten, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis.

Das Gurtenfestival ist ein typisches Bärnfescht. Alles, was Bern lebenswert, liebenswürdig und so unverwechselbar macht, ist während dieser dreier Tage gegenwärtig. Das zeigt sich selbst noch auf dem Weg nach Hause. Unten, bei der Gurtenbahn-Talstation, haben massenweise Autos eine 70-Franken-Busse als Zettel unter ihren Scheibenwischern stecken. Bitte schön, hat sich also auch die Polizei als Mit-Organisatorin noch nachhaltig in Erinnerung rufen können.



Do you know the way to San Jose?*

“Haben auch Sie sich schon einmal in einer Gesellschaft unwohl, ja etwa gar deplaciert geföhlt? Wollten Sie in jener Situation «abhauen», französisch verschwinden, konnten aber nicht? Geht mir bei gesellschaftlichen Anlässen, weil weder zum Party-Löwen noch zum unterhaltsamen Diplomaten oder begnadeten Entertainer geboren, ähnlich. Und deshalb meide ich Offizielles, wann immer es nur geht. Nur eben, manchmal, da...”

«Haben Sie Lust, mich zur Vernissage zu begleiten?» fragte neulich mein Chef. Weil weder der Kultur noch meinem Boss gegenüber verschlossen, sage ich zu. Das Dumme an der Sache: Ich trage, wie meistens, Jeans und ein T-Shirt. Wie wir dann «einlaufen», da ist offensichtlich, dass ich leicht «underdressed» bin und nicht so recht in den noblen Rahmen passen will.

Mann und frau, die mich nicht kennen (und das ist die grosse Mehrzahl), begutachten mich, als ob E.T. und ALF gemeinsam gelandet wären. Um die Leute nicht noch mehr vor den Kopf zu stossen, verzichte ich darauf, mich vorzustellen und zu sagen, welche Funktion ich in der Migros Bern ebenfalls wahrnehme. Niemals sieht nämlich ein Kultur-Verantwortlicher so aus, niemals! Jener bekannte Bekannte, mit dem ich beruflich schon einige Male zu tun hatte, grüsst, auf das eigene Image bedacht, ganz verschämt und geniert aus der Ferne. Ein

Schöner, schätzungsweise zehn Jahre jünger als ich, perfekt durchgestylt, so mit Seidenschale, echter Rolex am Handgelenk und Forming Foam im Haar (extrastarker Halt für Trendfrisuren) lässt mich spüren, dass ich ein Landei bin. Aus Bodenhaltung. Henusode.

Auch während der kommentierten Führung durch die Ausstellung spricht man nicht mit Herrn Nongrata. Ausnahme: Mein Chef. Dem Mann werde ich das nie vergessen, ihn mal im Testament berücksichtigen. Nach knapp einer Stunde ist meine Leidenszeit, Teil 1, zu Ende.

Die Gäste werden zum Mittagessen gebeten. In einem der Ausstellungsräume steht ein langer Tisch, weiss gedeckt, den ungefähr 50 Leuten Platz anbietend. Ich warte, bis sich eine Anzahl Geladener zu Tische gelassen hat, dann ergreife ich Gelegenheit, besagten Bekannten zu fragen, ob ich neben ihm Platz nehmen darf. Zwar folgt ein genierter Blick, dann aber die Landeerlaubnis. Der vorher beschriebene Herr Schön steht neben mir, bemustert mich ein weiteres Mal abschätzig, lässt demonstrativ einen Stuhl frei und setzt sich zu Würdigeren. Nadisna sitzen alle Gäste. Niemand zeigt Lust, mit mir zu parlieren.

Auf dem Mittagstisch stehen Weiss- und Rotweinflaschen. Einer nimmt, würdevoll, wie es sich für diese Runde gehört, eine Weissweinflasche in die Hand und stellt anhand der Etikette (Hess Collection) lautstark fest, dass «wir sozusagen Wein aus Donalds Privatkeller trinken». Oho. Beeindrucktes Kopfnicken von



allenthalben her. «Aus Napa kommt dieser Tropfen». Raunen in der Menge. «Wo liegt Napa genau?» will einer wissen. «Ich zeige es Ihnen», informiert mein Bekannter zur Linken. Diskret lässig zieht er seinen Mont-Blanc-Füllfederhalter mit dem ☛ aus der Vestontasche und beginnt, eine Westküstenkarte der USA auf das weisse Papiertischtuch skizzierend, mit seinen fachkundigen Erläuterungen. Die Anwesenden strecken ihre Köpfe zusammen (das Bild erinnert an eine TV-Reklame, wenn zehn Büsis sich auf jenen Napf stürzen, der das Futter enthält, das Katzen kaufen würden). «Hier liegt San Francisco, südlich davon Santa Cruz. Wenn Sie nun von San Francisco her nicht der Küstenstrasse entlang, sondern südlich landeinwärts fahren, kommen sie nach ungefähr 35 Meilen nach Napa und ins Napa Valley», erklärt mein Bekannter rede- und weltgewandt. Wird schon so sein, wenn er es sagt.

Auch unser Landei gibt sich interessiert, schmunzelt allerdings beim Betrachten der skizzierten Westküstenkarte. Es muss eine dumme Fügung des Schicksals sein, dass mein Bekannter sich just in diesem Moment zu mir dreht, mein Lächeln sieht, nicht weiss, wie er es interpretieren soll und, fatalerweise, eine geschlossene Frage stellt: «Waren Sie auch schon mal in Napa?» – «Ja, mehrmals sogar,

allerdings in 180 Grad entgegengesetzter Richtung. Dort wo Sie sind, dort liegt, in etwa, San Jose». Herr Hochwohlgeboren wechselt die Gesichtsfarbe, erst recht wie einer seiner Tischnachbarn bemerkt, dass auch er das «so sehe und in Erinnerung habe.» Bingo. Absichtlich (...) giesse ich unverzüglich Öl nach, die Gunst der Stunde nutzend: «Wenn Sie über die Golden-Gate-Brücke fahren, müssen Sie sofort rechts nach Sausalito raus und dann, in nordöstlicher Richtung nach Sonoma fahren. Kurz danach kommt Napa. In dieser Gegend spielte übrigens auch die TV-Serie «Falcon Crest». Nun laufen auch die Ohren meines Bekannten rot an.

Und siehe da – auf einmal finden mich meine Tischnachbarn einer Konversation würdig. Plötzlich wollen sie wissen, was das T-Shirt mit dem Aufdruck «M-AID by Andreas Althaus» soll (Originalzitat einer Dame: «Kann ich mir auch eines bestellen?»). Plötzlich fragt man mich um meine Meinung, sogar um meinen Rat. Meinem Bekannten aber hat's, so scheint's, die Sprache verschlagen. Er hat seither auch nie mehr angerufen. Mynetwäge.

* Lied, von Burt Bacharach geschrieben und Dionne Warwick interpretiert.

Volksinitiative für eine neue Nationalhymne

“An dieser Stelle gibt es für einmal keine in sich abgeschlossene Realsatire, sondern vier einzelne Episoden, von denen drei tatsächlich passiert sind – und eine, die ich Ihnen zur Annahme empfehle. Enttäuschen Sie mich nicht, bitte!”

Unser Herr Sohn, Patrick, hat seit Geburt ein schlaffes rechtes Augenlid, das ihn wie Karl Dall jun. aussehen lässt. Aber auch das lässt sich operativ beheben. Wie Pädu von Dr. Piffaretti in La Chaux-de-Fonds erfolgreich verschönert wird, bekommt der Bueb vom Arzt nur einen Befehl mit auf den Heimweg: Die nächsten zehn Tage, bis zum Entfernen der Fäden, «das Auge schonen, nicht darin reiben und, schon gar keinen Unfall.» Monika tut in den folgenden Tagen alles, damit Junior keinen Unfug anstellt. Und am Samstag nachmittag gehen wir deshalb bloss der Aare entlang spazieren. Im «Fähren-Beizli» kehren wir ein, zum Zvieri. Plötzlich ist Pädi verschwunden, wir sehen ihn (verbotenerweise) auf einer Schaukel. «Hol ihn von dort runter», bekomme ich von Monika zu hören. «Ach was, es wird schon nichts passieren.» Keine 30 Sekunden später Kindergeschrei durch Mark und Bein. Monika ahnt Schlimmes und eilt zum Spielplatz. Ohne Pädu kommt sie retour – und schaut mich schon von weitem an, als wolle sie mich gleichzeitig erdolchen, ersäufen und den Hals umdrehen. Hinter ihr ein schreiender Pädi. Nicht mit gebrochenem Finger oder ausgerenktem Knie. Nicht mit einer Verletzung am Schienbein, auch nicht am Ellbogen, auch nicht

am Kinn. Nein. Blutüberströmt. Mit Platzwunde, zwei Zentimeter über dem operierten Auge. Ich schnappe mir das Kerlchen und verschwinde aus dem Blickfeld aller Anwesenden (mein Ex-Vorgesetzter aus der RS, Kpl Grünig Heinz, ist, samt Ehefrau, ebenfalls anwesend, falls Sie Zeugen für diese unglaubliche Story brauchen). Es zeigt sich, dass Borni jun. zweimal Glück gehabt hat. Die Naht am Auge ist intakt. Und: Genäht muss die neue Wunde auch nicht werden. Wie ich die Sache endlich im Griff und den Buben verpflostert habe, da bedankt er sich artig und will sofort zurück auf... den Spielplatz.



Beat Sigel (der, als begnadeter Karikaturist, die Illustrationen zu diesen Kurzgeschichten zeichnet) und ich sind nicht bloss durch diese Kurzgeschichten «verbunden». Unsere beiden Familien verkehren seit langem miteinander – und so lädt man sich auch gegenseitig nach Hause ein. Bei Sigels in Büren zum Hof passiert: «Sigus si schöni Plöffler» schmunzle ich gut hörbar zu Monika, als ich einmal aus dem Badezimmer resp. von der Toilette zurückkomme. Ursi und Beat geben sich irritiert, wollen wissen weshalb. «Eui WC-Schüssle isch vom glyche Fabrikant gmacht, wo mir üses Gäschtgschirr här hei: Villeroy & Boch.» Beat stellt ganz sec fest, dass «Villeroy & Boch eben feine Salat- und andere Schüsseln herstellen». Aha.

So alle zwei, drei Jahre verlangt die Aussenfassade unseres Reihenhauses nach einer Auffrischung – und diese kann der begabte Maler mit einer sogenannten Holzschutzlasur ganz leicht bewerkstelligen. Wiedemauchimmerseinmag: Weil in Helvetien sofort eine Ästhetische Kommission (deren Mitglieder mehrheitlich alles andere als ästhetisch sind) dahergeharrt kommt, sollte irgendein Haus nicht den normierten CH-Normen entsprechen, ist es von grösster Wichtigkeit, dass die aufzutragende Holzschutzlasur die exakt gleiche Farbe aufweist, wie die Vorgängerin. Leichter gesagt, als getan. Weil jedoch immer und überall über alles exakt im Bild, weiss ich auswendig, welche Farbmischung Herr Guggisberg im Do-It-Yourself-Shopyland für mich mixen muss. Dummerweise stellt sich dann später zu Hause heraus, dass zwischen meiner Vorstellungsgabe und der Hausfarbe eine eklatante Differenz besteht. Typisch: Erst jetzt (...) nehme ich mir die Mühe, auf dem noch vorhandenen alten Kessel im Keller die exakte Farbmischung abzuschreiben. Telefon

ins Shopy. Herr Schaller lacht und lässt eine neue Version – dieses Mal die richtige – für mich mischen. Wie ich an der Kasse bezahle, folgender Dialog mit Frau Furer: «Aha, Sie wollen Ihr Haus streichen?» – «Ja, genau.» – «Verzeihen Sie, Herr Bornhauser, aber so wie ich Ihre handwerklichen Fähigkeiten einschätze: Wäre es nicht gescheiter, Sie würden das Ihrer Frau überlassen?» In was für einer Firma arbeite ich eigentlich?

«Was würdest du», kommt ab und zu die Frage, «ändern, falls du in der Schweiz etwas zu sagen hättest?» Der Fall ist klar: Ich würde Wichtiges anpacken. Nachdem die Schweiz eindrücklich am Beweisen ist, dass Europa-, Finanz-, Flüchtlings- und Drogenpolitik vollkommene Nebensächlichkeiten sind, müssten wir, nach der Beibehaltung der Brieftauben in der Armee, unbedingt unsere Nationalhymne überarbeiten. Isch doch wahr – im Ausland wird sie meistens falsch, zu kurz oder überhaupt nicht gespielt. Und wir Eingeborenen kennen nicht mal die Worte. Peinlich. Mein Vorschlag: Ab sofort wird die Titelmelodie aus Walt Disneys Schneewittchen «Hei-Ho» Schweizer Nationalhymne. Erstens kennt man «Hei-Ho» im Ausland überall, könnte demzufolge begeistert mitsingen, und zweitens wird dieser Song der sieben Zwerge hinter den sieben Bergen der Schweizer Mentalität prima gerecht. Wer hilft, eine Volksinitiative zu starten?

Plöffer

“**Wer auf sich hält, bildet sich. Erst mal den Body – und das schreibt sich dann dafür builden. Darf man den alten Lateinern glauben (mens sana in corpore sano), müsste ein gesunder Körper automatisch einen gesunden Geist garantieren. Tut es aber nicht, sonst würde ja das Schweizerland vor Vernunft nur so strotzen.**”

Es gibt Situationen im Leben, da bin ich nicht bloss unflexibel, sondern, schlicht und einfach... stur. Punkt. Dazu gehört auch der freiwillige Besuch eines Fitnesszentrums. Pardon, aber was soll ich drinnen in stickiger Luft auf einem digitalisierten Laufband, wenn ich draussen im Wald rumrennen kann? Und was mit computergesteuerten Kraftmaschinen, wenn ich «Holzträmu» stemmen kann? Kann mir das jemand sagen? Sie vielleicht?

Keine Regel ohne Ausnahme: Einmal, da wollte (!) ich doch tatsächlich aus eigener Initiative (!) eine Reportage über die Fitnessanlage im «Hallenbad und Fitnesszentrum Oberhofen» für den «Brückenbauer» schreiben (weil man ja, beruflich zumindest, nicht festgefahren ist). Grund: Die Fitnesszentren liegen, scheint's, nicht bloss im Trend – sie sollen nicht einmal der Gesundheit abträglich sein (behauptet übrigens auch Kollega Franco Capun aus Ostermundigen, der es trotz aller Tricks noch immer nicht geschafft hat, mich selbst zu einem kostenlosen Schnupperbesuch seines «Time Out» zu manipu... sorry, zu moti-

vieren). Zurück jetzt aber an den Thunersee. Abgemachter Treffpunkt mit Horst Notter, Leiter der Fitnessanlage: 18:00 Uhr.

Eine meiner Unarten ist, bei Rendezvous immer zu früh aufzutauchen, so auch dieses Mal. Im Fitnessraum wird bereits kräftig gedingst. Und zwar perfekt gestylt, vom zur Gesichtsfarbe passenden Stirnband über knackige und glitzernde Aerobicdresses bis hin zu Woll(über)socken und trendigen Trainingsschuhen. Isostar-Flaschen (zumindest als solches angeschrieben) und Handtüchli in Reichweite. Inmitten dieser schönen Menschen verkomme ich, im gewöhnlichen T-Shirt, den trivialen Baumwollturnhosen und M-Turnschuhen zum gymnastischen Neandertaler.

Weil noch immer nicht 18:00 Uhr und kein Horst Notter in Sicht, versuche ich mich diskret am erstbesten Trainingsgerät, einer Art Folterliege für Büchsen-sardinen. Wie ich mich endlich reingezwängt habe, steht auch Horst N. plötzlich neben mir. Seine Begrüssung ist unmissverständlich: «Ohne Einführungskurs dürfen Sie da nicht rein. Übrigens kommt der Kopf da zu liegen, die Füsse dort.» Alles klar, Borni liegt, typisch, exakt verkehrt in der Maschine, Füsse da, Kopf dort, den gesundheitlichen GAU im Äcken.

Herr Notter erklärt die Geräte, in/unter/auf/mit denen Biceps oder Glutens maximus auf Vordermann getrimmt werden. Aus den Geräten kommen seltsame Geräusche. Pffftt, Uaaaaaah, Huu-



uuuuu, Ckklkkk, Aaaaah: Das ist die Sprache der Bildenden. «Wollen Sie das eine oder andere mal ausprobieren?», fragt Horst Notter und unterbricht abrupt meine anatomische Gedankenstudie. Klar will ich. Wenn schon, dann schon. Und überhaupt, den beautiful people, die mich – wen wundert's allerdings? – belächeln, will ich es, endgültig vom ego gepackt, zeigen. Man weiss ja schliesslich, was man seinem Ruf als Landei schuldig ist.

Sehr rasch bemerkt der aufmerksame Besucher, dass es in Trainingszentren offenbar ein einziges, weltweit gültiges Bewertungskriterium gibt, ob man «in» oder «out» ist: Das aufgelegte Gewicht. Bitte schön, können «die» doch glatt haben. Weil von Natur aus mit einer anständigen Beinmuskulatur bedacht, lasse ich, bei einer Beinübung, von Horst

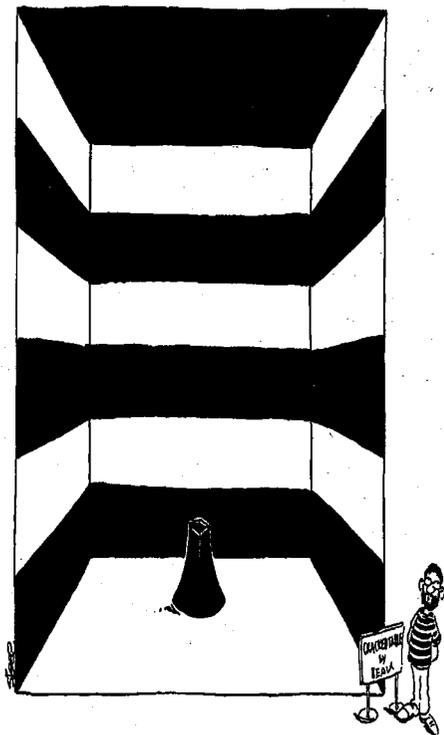
Notter ein ebenso anständiges Gewicht auflegen – und zwar so, dass es alle Interessierten möglichst gut sehen können. You ask for it you get it. Zum anerkennenden Nicken von Herrn Notter pfeife ich am Anfang, Lässigkeit vortäuschend, die Frank-Sinatra-Melodie «My Way» zu den Übungen, wechsele dann aber, fünf- und zwanzig, zu Pfffft, sechsundzwanzig, Ckklkkkkk. Immerhin: Das Volk staunt, Ziel erreicht.

Wenn ich es mir recht überlege: Eigentlich schade, haben mich besagte Leute am nächsten Tag nicht nochmals bewundern können. Mein Gang muss recht eigenartig gewesen sein, behaupten die Kollegen. Dank des fürchterlichen Muskelkaters. Und der leichten Muskelzer- rung wegen. Plöffer.

Das Mystische entmystifizieren

„ Sind auch Sie beim Lesen von Kunstkritiken zeitweilig überfordert, können dem Autor bei seinen schönggeistigen Quantensprüngen nicht mehr folgen? Keine Panik, Sie sind kein Einzelfall. a) beweist der Kritiker damit – auch wenn er selber nüt von der Sache verstanden hat –, wie Banales unter Umständen allein mit kopflastigen Sprüchen höchststilisiert werden kann, b) wird dem durchschnittlich strukturierten Leser (wichtig!) klargemacht, wie beschämend wenig er, der Leser, überhaupt von Kunst versteht und c), wie dankbar er, der Leser, im Grunde genommen sein sollte, dass es eine gewisse Kategorie von Kunstkritikern überhaupt gibt.“

Stimmt. Es war nicht mein Tag, neulich bei einem Apéro. Wie ich lässig an einen kleinen Tisch lehne, da geht jener zu Bruch und Bo zu Boden. Schallendes Gelächter. Resultat: Eine ausgerissene Tischplatte, ein einsam dastehender Trompetenständer aus Gusseisen und sieben herumliegende Schrauben (die achte bleibt, trotz intensiver Suche, unauffindbar). «Sieht noch ganz poppig aus, dieser Trompetenständer», schalkt Claudia Boess, Leiterin unseres Direktionssekretariats. «Du hast recht. Stell Dir vor, das Ding stünde allein im Hauptraum eines Museums für zeitgenössische Kunst. Sagen wir, vom sagenumwobenen und weltbekannten Künstler 'Beau' selig



dort installiert, oder zumindest von seinen Erben. Ein Événement wäre das! Vor allem aber eine Sternstunde für jeden Kunstkritiker.»

Tatsächlich: Schliessen Sie mal Ihre Augen und stellen Sie sich folgendes Bild vor: Eine Ausstellungshalle. Die vier Wände horizontal mit sich abwechselnden schwarzen und weissen Bahnen von 123cm Breite bemalt, die Decke schwarz, der Boden uni weiss. Und darin die mit dem Boden farblich kontrastierende schwarze Eisenplastik von «Beau». Der

«Zerborstene Tisch», so der Werktitel des Kunstwerks, ist 72 cm hoch, schwarz, unten oval, oben quadratisch mit acht Bohrlochern. Was glauben Sie, würde ein selbstgefälliger Kunstkritiker ob dieser Exposition zu Papier bringen? Der erst- und, versprochen, letztmalige Versuch einer Bornhauserschen Kunstkritik sei hiermit gewagt.

«Die weltbekannte Plastik «Zerborstener Tisch» von «Beau», erstmals überhaupt in Europa zu sehen, gehört jener Schaffensphase des Nonkonformisten an, von der sich Fachleute überzeugt geben, dass sie selbst Zeitgenössische wie Andy Warhol oder Roy Lichtenstein nachhaltig inspiriert hat: Besucherinnen und Besucher finden sich mit dem «Zerborstener Tisch» gewissermassen im Vakuum des verlorenen Raums, mehr noch, es ist die Unerträglichkeit des Unwissens um die künstlerische Unfreiheit des Amerikaners, die aufwühlt, die keine Betrachterin, keinen Kenner avantgardistischer Kunst unberührt lassen kann, gerade, weil «Beau» die mit seinem Werk gesuchte Auseinandersetzung einseitig vereinsamen lässt.

Allein die konsequente Strenge der Farbfolge an den Wänden verdient eine eingehende Würdigung. Die farblich rezipierten Horizontalen «über Kreuz» im Raum beweisen die angesprochene Unfreiheit des Künstlers, belegt die kommunikative Metamorphose dieser Schaffensperiode. Mit der auferlegten Farbkombination schafft «Beau» den direkten Bezug zu Sein und Nichtsein. Meisterhaft deshalb die Weiterverwendung dieser beiden Farben an Decke und Boden, Himmel und Erde symbolisierend. Das Unerreichbare wird in Gesamtheitliches eingebunden.

Die unscheinbare Plastik selbst, im vorher beschriebenen Umfeld, ruft

Beklemmung hervor. Weshalb uns «Beau», alias Humphrey U. Lasalle, nur sieben von acht möglichen Verankerungseisen zeigt, wird der Kunstwelt für immer vorenthalten bleiben, ebenso die scheinbar zufällige Anordnung dieser Endlosgewinde auf der quadratischen Platte. Deutet «Beau» damit eine für den Kunstschaffenden geistig real existierende Spannung zwischen sich und dem Betrachter an? Niemand kann dies abschliessend beantworten. Gerade dieses Nichtwissen macht den «Zerborstener Tisch» zu einem kunsthistorischen Dokument seiner Zeit.

Den Rahmen jeder darstellenden Kunst sprengt «Beau» indes mit seinem epochalen Essay, die unabdingbar mit dem Sockel verbundene Tischplatte dem Publikum vorzuenthalten. Die Plastik, in Trompetenform und in unmissverständlichem Kontrast zu den Horizontalen an den Wänden, deutet zwar eine mögliche Form, nicht aber Grösse, Farbe oder gar Material des Ursprünglichen an. Es ist denn auch die eigene innere Zerrissenheit des Betrachters, die das Werk auszeichnet.

Die Plastik kann noch bis Ende November besichtigt werden. Die frühzeitige Anmeldung zu einer kommentierten Führung (Montag bis Freitag, jeweils zu jeder vollen Stunde) empfiehlt sich. Literatur: «Cracked Table at The Museum of Modern Art New York». Bildband, 296 Seiten mit einem Vorwort von Frank Lloyd Wright zum Preis von 398 Franken. »

Vo de Fettfläcke am Tschoope



“ Böse Zungen behaupten, noch vor wenigen Jahren hätten gewisse Leute Aktien nicht anhand des inneren und äusseren Wertes eines Unternehmens erworben, sondern allein des attraktiven Aktionärgeschenks und opulenten Mittagmahls wegen. Aber, aber... Weil die meisten Unternehmer heutzutage nicht bloss kalorienmässig auf «lean» machen, sondern vor allem auf die Kostenbremse stehen, gehören auch Aktionärgelage der Vergangenheit an. Schade, das waren nämlich noch Zeiten! ”

Die Aktionärsversammlung einer weltbekannten Berner Schoggifabrik resp. deren koffeinhaltigen Eigentümerin wird dieses Jahr im Rohbau des Neubaus abgehalten. Bereits eine halbe Stunde vor Türöffnung (diese wiederum eine Stunde vor Beginn des Happenings) hungern erste Aktionäre auf dem Firmen-

areal herum. Wie die Türen dann eine Viertelstunde vor dem vorgesehenen Termin geöffnet werden müssen, herrscht Freude und Grossandrang. Den sicher nicht armen Aktionären wird bei der Eingangskontrolle, zum Zeitvertreib bis zum Beginn der Generalversammlung, eine 5er-Packung Caramels abgegeben, gratis. Sie glauben gar nicht, wie viele dieser Leute, einmal im Versammlungssaal angelangt, mit einem mehr oder weniger einleuchtenden Grund zum Eingang zurückkehren, um, vergessen, wie sie offenbar sind, öppis in ihrer abgegebenen Garderobe zu nuuschen. Wie schön für diese Leute, dass sie beim nochmaligen Wiedereintritt ein weiteres 5er-Päckli Caramels (Wert: 20 Rappen) überreicht erhalten. Dem Vernehmen nach soll ein nicht genannt sein wollender Millionär, mit mangelhaft funktionierendem Kurzzeitgedächtnis, viermal durch die Eingangskontrolle gelaufen sein. Bei den Reichen lernt man sparen.

Zeitsprung: Die GV geht ihrem formellen Ende entgegen. Weil vorauszusehen ist, dass die Aktionäre bestimmt wissen wollen, was die Chocolatiers so alles mit ihren Chöle anstellen, haben wir vorgesorgt. Der Verwaltungsratspräsi zum Schluss: «Ich darf hiermit den offiziellen Teil beenden. Sie haben jetzt die Möglichkeit, an einer kurzen Betriebsführung teilzunehmen. Rechts, von Ihnen aus gesehen, stehen sieben Hostessen, die Sie, gruppenweise, durch die Fabrik führen werden. Links, von Ihnen aus gesehen, wird der Apéro serviert. Wofür Sie sich auch immer entscheiden: Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen!» Die letzte Silbe hat die Lippen des alt Bundesrates noch nicht verlassen, da quiet-schen die Stühle bereits im grossen Stil. Einigkeit herrscht: Ausnahmslos alle stürzen sie sich aufs Apéro-Bufferet.

Keiner beschreibt das, was jetzt über die Bühne geht, besser als Reinhard Mey in seiner «Schlacht am Kalten Buffet», obwohl das Lied, im direkten Vergleich mit dem Schoggi-Apéro, stark untertrieben ist. Zuerst einmal sorgen GV-Profis für Ordnung im Versammlungssaal: Die Blumenarrangements werden abgeräumt, ebenso verschwinden die noch verschlossenen Henniez-Fläschchen auf dem VR-Podium in irgendwelchen Täschchen und Kofferchen: Die 30 Rappen Depot wollen sich gewisse Aktionäre nun wirklich nicht entgehen lassen. Wie wir eine mit grossen Schoggi-Tafeln und riesigen Kaffee-Packungen schwer beladene und in Richtung Ausgang schreitende Aktionärin darauf aufmerksam machen, dass sie bloss wertlose Dekorationsware herumschleppt, da zeigt diese Grösse und marschiert unbeirrt weiter. Durchaus möglich, dass sie schwerhörig oder der deutschen Sprache nicht mächtig ist.

Im Apéro-Raum selber erhalten wir dann eine lehrbuchmässige Lektion einer Generalstabsübung. Routiniers haben von zu Hause leere 3-dl-Fläschchen mitgenommen. Der ebenfalls mitgebrachte Zapfen (!) verhindert auf dem Nachhauseweg das Verschütten/Auslaufen des diskret umgefüllten Apéro-Weissen. Mise en bouteille à la fabrique. Eine hat – zum besseren Transport – von zu Hause zwei perfekt in ihre Handtasche passende Tupperware-Schachteli für die Chäs-chüechli und Amuses-Bouche mitgenommen. Diese Zeitgenossin weiss genau, weshalb. Ein Aktionär, offensichtlich GV-Greenhorn, der die fettigen Chüechli bloss in Servietten einwickelt und in die Vestontasche steckt, fällt nach einer Viertelstunde mit Fettflecken am Tschoope auf. Schön peinlich.

Der Platz reicht hier leider nicht aus, um Ihnen die geradezu genialen Trickklis zu verraten, um zu einem Mehrfach-Geschenk beim Ausgang zu kommen. Immerhin: Soweit wir dies nach einem ersten Rundgang beurteilen können, haben die Aktionäre Rohbau und bereits installierte Fabrikationsanlagen stehen lassen. Und auch das Personal ist bei Arbeitsschluss noch vollzählig vorhanden. Immerhin.

Mit abgesägten Hosen

“*Jeder Mensch hat so seine Macken. Bei mir manifestiert sich eine damit, dass ich Blue Jeans liebe. Tagaus, tagein, jahraus, Jahrein. Am liebsten mit T-Shirt oder Baumfällerhemd, notfalls aber durchaus auch mit Veston und/oder Krawatte. Mit Turnschuhen oder Timberlands. Who cares? Wer will es meiner Frau da verübeln, dass ihr dieser Konfektions-Eintopf langsam aber sicher auf den Keks geht? Und deshalb darf sie mich von Zeit zu Zeit neu einkleiden – auf meine Kosten, versteht sich.*”

Shopping-(Tor)Touren sind mir ein Grauel. Am liebsten kaufe ich deshalb albens fünf Paar Schuhe, vier Paar Jeans, zwölf Paar Socken oder sieben Hemden aufs Mal ein, und das alles möglichst im gleichen Laden. Funktioniert auch heute so. Stehe ich also in der Umkleidekabine, derweil Monika laufend Material nachschiebt, mal Grösse 48, mal 50, mal 52, je nach Couturier aus Rom, Paris oder Ho Chi Min-Stadt. Bo probiert und probiert und probiert und schwitzt und schwitzt und schwitzt. «Von der Stirne heiss rinnen muss der Schweiß, soll das Werk den Meister loben» hat, glaub' ich, Schiller mal behauptet. Oder war es der Glöckner von Notre Dame?

Paradestück der «New Bo's Line» sind zwei unifarbene Bermuda-Shorts, zusammen mit zwei assortierten, farbenfrohen Hemden. «Sieht sehr chic aus» freut sich Monika, und: «Du wirst sehen, die Leute werden sofort vermuten, dass

Du eine Geliebte hast, wenn Du plötzlich so jugendlich daherkommst.» Muss ausgerechnet meine Frau sagen. «Wie Du meinst. Wenn dem so ist, dann werde ich das Zeugs am Montag auch gleich zur Arbeit anziehen.» Und zwar aus Überzeugung. Aber auch, um dem Ruf eines Enfant terrible nachzuleben. Ich liebe es, wenn die Leute sich meinetwegen ihr Mundwerk zerreißen.

Gesagt, getan. Muss todchic aussehen, wie ich mit kurzen Hosen und mit mächtigem Sturzhelm auf den Roller hocke und frühmorgens ins Büro töffle. Ich verrate Ihnen bei dieser Gelegenheit noch was: Ist ganz erotisch, wenn bei Tempo 80 der kühle Wind frühmorgens so unverschämt um die nackten Beine streichelt – man muss bloss darauf achten, dass keine vorwitzige Wespe oder Biene reinrutscht... Die ersten Kolleginnen und Kollegen, denen ich auf dem Parkplatz begegne, reagieren noch nicht. Morgens um halb sechs haben die meisten noch Pflotsch in ihren Augen. Nur ganz wenige schmunzeln oder geben einem mit Augenkontakt zu verstehen, was von der Sache zu halten ist. Gewissensfrage: Bin ich too much, einmal mehr, habe ich die Grenze des guten Geschmacks überschritten? Nö, allein schon der neckische Blick der charmanten Romy Schneider rechtfertigt das Tragen der Shorts. Don't you think I'm sexy?

Montag morgen dann anlässlich der Sitzung der Geschäftsleitung (der ich nicht angehöre, aber deren Entscheidungen ich zu protokollieren die Ehre habe): Fast ausnahmslos haben die Mannen Hemden mit kurzen Ärmeln hervorgeholt, zwei

sogar die schier unvermeidliche Krawatte zu Hause gelassen. Hoppla. Der eine oder andere bemustert mich, ohne etwas zu sagen, mit Ausnahme von Ernst Aemisegger, der, geng wie geng, ein Bonmot parat hat: «He! Bo, Du hast ja die gleichen Hosen wie ich!» – «Soso, verkehrst Du auch bei Spengler?» Nein, tut er nicht.

Beim Zmittag wird Borni dann, aus sicherer Distanz, begutachtet, besprochen und, vermutlich, verhöhlet. «Eigentlich», so geht es mir durch den Kopf, «erweise ich mit diesem Outfit vor allem der Damenwelt einen Gefallen.» Nein, nein, falsch, doch nicht das, was Sie jetzt denken – I'm not that good looking. Sehen Sie das doch so: Hübsche Damen, wie zum Beispiel unsere Doris Friedli, die hübsche Beine zeigen und spazierenführen, fallen, im direkten Vergleich zu meinen Wadl's, erst so richtig angenehm auf. Am Mittagstisch dann der Ecclat: Niklaus Hofer, Sano-Berater, nimmt Platz

und streift mit seiner Hand meinen blutten Oberschenkel. Geit's no Schätzu? Sein unmissverständliches «Sorry!» beseitigt dann allerdings jeden Zweifel.

Meine Erlebnisse mit den Bermuda-Shorts sind auch ein Stück Schweizer Alltag. Die grosse Mehrheit der Kolleginnen und Kollegen läuft wortlos an mir vorbei, dabei ist ihnen auf den ersten Blick anzusehen, dass sie eine (un)passende Bemerkung auf den Lippen parat hätten. Aber eben, wer will sich schon exponieren? Apropos Vorbeilaufen: Schade, hat noch niemand den (diskreten) Rückspiegel für Fussgänger erfunden.

Nach nur 72 Stunden habe ich in Schönbühl meinen Reiz verloren – niemand nimmt mehr von meinem Outfit Notiz, zumal einige Kollegen es mir neuerdings nachmachen und ebenfalls Bein zeigen. Nächste Woche werde ich wohl im Schottenrock aufkreuzen müssen.

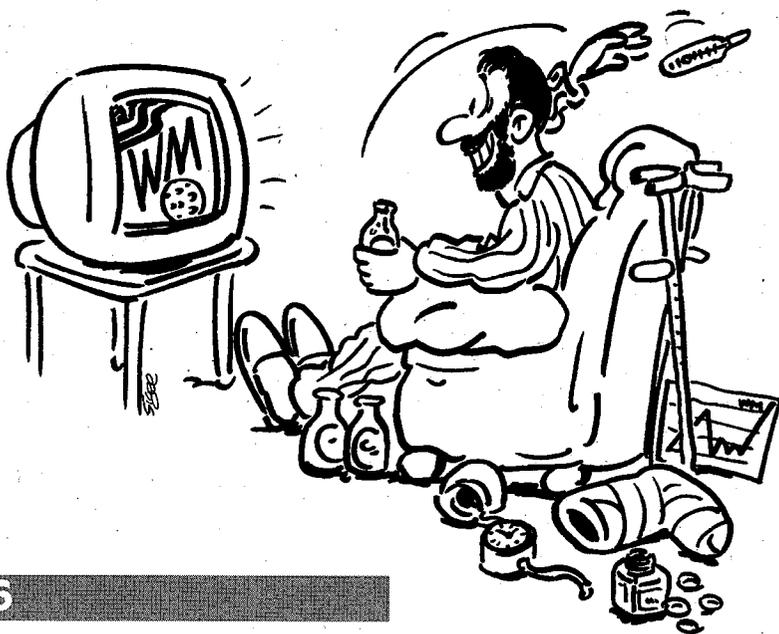


Schweiz 1, Bregy 0

„Glaubt man den Geschichtsschreibern, dann war es offenbar am 19. Juli 1966 in Sheffield, als die Schweizer Fussballnationalmannschaft ihr letztes WM-Spiel bestritten (und gegen Argentinien verloren) hat. Man stelle sich das einmal vor: Da gibt es also eine ganze Generation von Eidgenossen, die noch nie ein WM-Spiel mit helvetischer Beteiligung erlebt hat, ganze 10196 Nächte lang. Dieser Alptraum geht im Juli 1994 zu Ende: Die ganze Welt schaut jetzt gebannt nach Amerika, dessen Einwohner Fussball «Just a kick in the grass» nennen, zu gut Deutsch «Muttestüpfen».“

Weil ein Herrenabend wichtiger als alles andere auf der Welt ist, fixieren Jürg

Kühni (Geschäftsführer Kollbrunner Bern), Peter Wälchli (Product Manager Interdiscount), Beat Sigel (Cartoonist Büren zum Hof) und ich das Datum unseres nächsten Happenings jeweils immer Monate im voraus. So auch für vergangenen Freitag. Aber eben. Mit Näherrücken des WM-Ankicks hat vermutlich jeder der «Fantastischen Vier» gemerkt, dass unser Höck just mit dem Eröffnungsspiel Deutschland gegen Bolivien zusammenfallen wird. Weil aber keiner an der Heiligen Kuh rütteln will, wartet man, ähnlich einer Pokerrunde, ab, wer nun, als Fussballfan, als erster die Nerven verliert. Alle Achtung: Erst am Freitag vormittag kommt der erlösende Anruf von Jürg, dass er «sich sterbenselend fühlt und den Herrenabend platzen lassen muss». Gott sei Dank.



Nach der Auslösung und Gruppeneinteilung sind sich Kenner und Unkenner der Materie einig, dass die Schweiz Fortuna zu Tisch gebeten hat: Die USA werden in der Vorrunde ein bekömmliches Entrée abgeben, die Rumänen einen kalorienarmen Hauptgang. Und über das doch etwas mastige kolumbianische Dessert macht sich niemand gross Sorgen. Weshalb auch? Schliesslich können nach der Vorrunde ja zwei Teams pro Gruppe zur Schlachtplatte antreten. Dort erst kommt es drauf an, das vorhär isch Luusbuebezüggs. Am Spieltag selber stellt eine Boulevardzeitung vorausblickend und titelseitig in acht Zentimeter grossen Buchstaben fest, dass es für unser Team nur eines gibt, nämlich «Seckle, kämpfe, gwünne». Zu lesen ist auch, dass Roys Boys 2:0 siegen werden, wenn auch «der Weg zu diesem Triumph hart sein wird».

Der Zufall will es, dass wir heute Samstag Thomas Bornhauser, Chefredaktor der «Luzerner Zeitung» und früher einmal NLA-Reserve-Goali, mit seiner Familie zu Gast haben. Dies letztlich wohl nicht auf Grund der Tatsache, dass ich Götti ihres Buben Daniel bin, sondern allein dank der Zusicherung, dass Bornhausers zu Wohlen einen funktionierenden TV besitzen und versprechen, am Samstag um 17:30 Uhr ausnahmsweise mal nicht den Disney Club zu schauen.

Weil ich in den USA aufgewachsen bin und mich deshalb mehr als Ami, denn als Berner fühle, schlage ich Thomas Bornhauser 2 vor, dass ich den akustischen Teil des «US-Fanclubs» übernehme und während der Übertragung lautstark «lu! Ess! Ey!» skandiere. Er ist einverstanden. Ziemlich genau vier Minuten vor Matchbeginn platzt im Garten das randvolle Kinderschwimmbecken, schätzungsweise 1500 Liter Wasser überfluten innert Sekunden den Rasen. Don't panic.

Anpffiff. Erster Kommentar von Bo 2: «Jetzt müssen unsere Spieler unbedingt ein Pressing machen, die Amis zu Fehler verleiten und dann zuschlagen. Nichts von Abtasten! Drauflos, Druck machen! Dann ergeben sich Torchancen und Tore wie von selbst.» Günter Netzer, Co-Kommentator am Fernsehen DRS, sieht das ebenso. «Fleischkloss nennen sie ihn, den Torhüter der USA» verrät uns und der Nation Beni Thurnheer, sich nach zehn Minuten Mut machend. Und als nach einer Viertelstunde noch immer kein Tor unsererseits gefallen ist: «Der Platz ist für unsere Spieler ungewohnt schmal.»

Wir schalten auf andere Sender um – mal hören, was der Rest der Welt zur Schweiz zu vermelden hat. «Etwas Leerlauf, jetzt nach 25 Minuten» (ZDF). «Sutter, der Brasilianer, der nur durch Zufall in Bern-Bümpliz geboren ist» (ZDF). «Ohrel kommt zu kurz» (ORF). Und was, bitte, ist mit uns Zuschauern? Kommen wir nicht zu kurz in Sachen Schweizer Torlawine?

40. Minute. Freistoss für die Schweiz: Bregy schießt, Fleischklösschen rutscht, 1:0 für die Eidgenossen. Beni Turnschuh ist ausser sich: «Schweiz 1, Bregy 0». Aber in dieser denkwürdigen Situation sei ihm alles verziehen. 60 Sekunden vor Ende der ersten Halbzeit kommen die USA ihrerseits zu einem Freistoss. Ihr Pech ist es allerdings, so Thurnheer, «dass es keinen zweiten Georges Bregy gibt». Schuss Wynalda. 1:1. Am Montag dann nennt besagte Zeitung «vier Gründe, weshalb wir die Rumänen packen». Na also, müsste heute abend doch ein glattes 4:0 geben. Für die Schweiz, versteht sich.

Königsfeder 51756030

“Weil das schlechte Gewissen den Ausdruck «Abmagerungskur» nicht mehr gestattet, ist die Diät angesagt. Und da gibt es Dutzende davon: Von der General Hospital Toronto-Diät über Atkins, Scarsdale oder Schroth bis hin zur Trennkost. Aber auch die persönliche Note hat da ihren Platz. ☹☹

«Falls sich jemand nach mir erkundigt, der mich nicht kennt», bekommt Monika zwei Monate vor unserer Ferienabreise nach Tropea (Kalabrien/Italien) zu hören, «dann möchte ich, dass es zumindest heisst, 'das ist der Grosse mit dem Bart'. Und nicht einfach 'der Dicke'.» Sie ahnen absolut richtig, liebe Leserin, lieber Leser. Ich bin, wieder einmal, übergewichtig (111 Kilogramm). Oder zu klein gewachsen (197 cm). Weil es ungemein schwierig, um nicht zu sagen unmöglich sein wird, in nur acht Wochen 13 Zentimeter an Körpergrösse zuzulegen, müssen halt ebensoviele Kilogramm weg. Bis am 24. September. Und zwar nicht mit einer masochistischen Null-Diät, sondern durch total veränderte Essgewohnheiten, eine moderne Ernährung (was das auch immer heissen mag) und mit viel Sport. Mit sehr viel Sport.

«Ist das der Anfang einer neuen Real-*satire?*» schmunzelt Heidi Christen, Abteilungsleiterin Sport im Shoppyländ, wie ich bei ihr für nur 20 Franken käuflich einen «Power Twister» zur Kräftigung des Oberkörpers erwerbe. Soweit habe ich es mit diesen regelmässig veröffentlichten Kurzgeschichten also gebracht. Mynet-

wäge. Zu Hause wird die vermutlich in Taipeh vom Chinesischen ins Deutsche übersetzte Gebrauchsanweisung studiert: «Halten Sie die Königsfeder in waagrecht Lage vor der Brust-Handflächen nach unten». Oder: «Drehen und nähern Sie die Hände einander». Wäre die Königsfeder 51756030, so die exakte Typenbezeichnung, auch für Beinübungen konzipiert, ich bin mir fast sicher, der Übersetzer hätte das Prozedere zum Schneidersitz ungefähr wie folgt beschrieben: «Senkrechten Sie stehen. Dann ziehen ein Fussbein nach oben, so stehen Sie nur auf ein Schuh. Dann Sie aufziehen zweit Fuss, über Kreuzung mit anderer». Wollten Sie nicht schon lange mal frei im Wohnzimmer rumschweben? Achtung, gleich können Sie es.

«Wieso tuet Di Papa mit dere Schtange turne?» will Klein-Tobias von Klein-Patrick wissen. «Wöll är z'dick isch.» Na bitte, sage ich doch. Dagegen hilft auch der Vita Parcours – selbst wenn jener in Uetligen mit Brennesseln und Gestrüpp überwachsen und daher kaum «begehrbar» ist. Mein persönlicher Gradmesser, ob ausser oder in Form, ist eine «Privat-Übung»: Die Abfahrtschocche, Oberschenkel parallel zum Boden, die Hände nach vorne gestreckt. Position d'oeuf hiess das zu Russis Zeiten. Bin ich im Schuss, stehe ich ungefähr zwei Minuten durch. Auf der Suche nach zusätzlicher Motivation fahre ich im Gedanken jeweils die Abfahrtsklassiker durch. Kamelbuckel (alle drei überspringen!), Hausbergkante, Hundschoopf, Sunny Corner, Minschkante oder Haneggsschuss. Bloss... heute, Tag 1 meiner Abmagerungskur, pardon, meiner Diät, würde es auf der Streif nur

knapp bis zur Mausefalle und danach schnurstracks in die Fangzäune reichen.

Wie nach drei Wochen die ersten fünf Kilos auf Nimmerwiedersehen (?) verschwunden sind, wage ich das Experiment, mit meiner Arbeitskollegin Margrit Donaubauber (Jugend + Sport-Tennistrainerin in Kirchberg) eine Stunde lang Tennis zu spielen. Tennis ist meine Stärke. In den letzten zehn Jahren habe ich keinen einzigen Match mehr verloren. Das ist der Vorteil, wenn man konsequent keine söttigen bestreitet. Wenn schon, dann schon: Wie Margrit und ich bei wolkenlosem Himmel um high noon den Platz in Münchenbuchsee betreten, offenbart die Temperaturanzeige 32 Grad. Im Schatten. Dummerweise sind die Plätze an der Sonne. Was soll's? Mein Aufbautraining hat sich gelohnt – die 60 Minuten überlebe ich spielend. Körperlich, nicht technisch (über letzteres schweigt der Spielerin Höflichkeit). Meine Freude wird nur dadurch getrübt, dass ich eine Stunde nach dem Match einen diskret vorgetragenen Kreislaufkollaps erleide. Aber eben: ich war schon immer das Übermass aller Dinge.

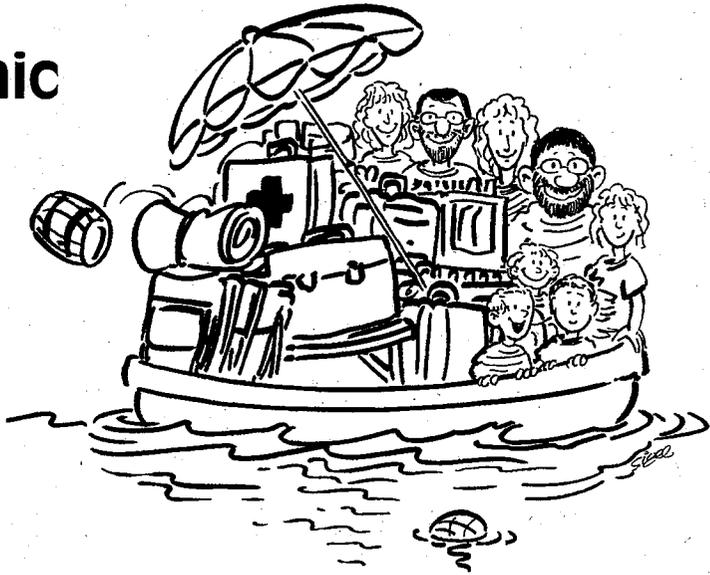
«Man sollte nicht Indurain spielen wollen, wenn man Indurain nicht ist», hat Hanspeter Born sinnig-gemäss in der «Weltwoche» einmal geschrieben. Seine Zeilen kommen mir spontan in den Sinn, wie ich mich mit meinem antiken 5-Gänger samt leerem Kindersitzli nach einem sommerlichen Gewitter bei fast subtropischer Feuchtigkeit

den Radweg zwischen Wohlensee und Länggasse hinaufwuchte, (unfreiwillige) Stillstandsversuche inklusive. Immerhin bleibt mir, endlich einmal in der Länggasse angelangt, das Schicksal meines Vornamensvetters Simpson am Mont Ventoux erspart.

Der langen Vorrede kurzer Nachsatz: Ich habe es geschafft! Rechtzeitig, nicht zuletzt dank dem Diätplan des Max-Planck-Instituts für Ernährung. Die 13 Kilo sind weg! Sogar die ganze Laubhorn-Strecke hocke ich jetzt wieder durch. Freude herrscht. Ecco, Tropea, io arrivo! Und überhaupt, ich liebe die italienische «ini»-Küche: Tortellini, Fettucini, Spaghettini, Ditalini, Gelatini, Zucchini (schön im Olivenöl gebraten), Linguini, Formaggini, Salamini è Panini. Süsch no Frage?



Picnic



“ Der blöde Duden behauptet durch alle Böden hindurch, Picknick stamme aus dem Französischen und heisse «Essen im Freien» (pique-nique), et en allemand ça s'écrit avec «ck». Deux fois avec «ck». Mynetwäge, so ein Picnic hat es in sich. ”

«Susanne und Michel laden uns am Sonntag zum Picknick ein. Wir fahren mit ihrem Boot zum Picknick-Platz», verkündet Monika am Freitag. Wunderbar. Picnic bedeutet für mich Woldecke, Kartonteller, Cervelats, fettige Finger und, höchstens noch, eine Kiste Bier. Chasch danke: Wie ich Michel am Sonntag morgen den grossen Pepsi-Sonnenschirm überbringe, da wähne ich den Armen am Zügeln einer 2½-Zimmer-Wohnung. «Das ist doch das Minimum, was es braucht», klärt er mich Picnic-Neandertaler auf. Im Klartext: Transportiert werden Klapptisch, Stühle, Besteck und Gedeck, Schlauchboot, Ersatzwäsche für die Kids, Familienspiele, Taschenapotheke, Kühltaschen, Anfeuer-

holz, Cheminéeholz, Holzkohle und Kohlenbriketts. Plus sämtliche Fressalien, Mini-Weinkeller und Kleinst-Brauerei inklusive. Weil das alles gar nicht auf dem Boot Platz hat, wird Susanne schon mal mit dem Wagen zum Picnic-Platz vorausfahren.

Dass bei so viel Planung und Logistik durchaus etwas vergessen- oder verlorengelassen werden kann, versteht sich von selbst. An diesem Morgen heisst das Strandgut Tobias, Sohn besagter Susanne und Michel. Wie ich wieder nach Hause zurückkehre, steht Tobias in der Küche und schaut Monika interessiert beim Kuchenbacken zu. In seinen Finken – das untrügliche Zeichen dafür, dass ein Kind sein Revier ohne Erlaubnis der Mutter verlassen hat. Stimmt: auch dieses Mal. Susanne zeigt sich erleichtert, wie sie den Fund telefonisch mitgeteilt bekommt.

Weil seine Gattin inzwischen vorausgefahren ist, fährt Michel mit uns zum Bootsplatz am Wohlensee. Als Familie Bo samt Gast in der Einstellhalle im Auto sitzt, ergeht folgende Frage an meine Frau: «Gibst Du mir den Autoschlüssel?» –

«Habe ich nicht, Du hast ihn gestern als Letzter benutzt.» Weil «der Letzte», mache ich mich auf die Suche. Fehlanzeige über Fehlanzeige. Zum Schluss suchen alle fünf den Autoschlüssel. Vergeblich. «Das gloub ig nid!» lässt Michel nach fünf Minuten diplomatisch verlauten. Claudia spottet diskreter: «Am Montag früh muss ich wieder zu Hause sein, weil ich dann in die Schule muss.» Woher unser Töchterli diesen versteckten Zynismus wohl hat? Zum Glück weiss Monika noch, wo sie den Ersatzschlüssel versteckt hat.

Nach 20 Minuten Bootsfahrt nähern wir uns dem Ziel, einem, wie Michel mehrfach betont, «lauschigen Plätzchen», das niemand sonst kennt. Wie wir uns langsam dem Ufer und der Idylle nähern, sehen wir Susanne von weitem, samt zwischenzeitlich aufgestellter Infrastruktur. Neben ihr eine ganze südeuropäische Sippschaft samt Zuwanderung, die ungläubig staunt, dass auch Bo's & Lo's diesen unbefleckten Ort entdeckt haben und jetzt für sich in Beschlag nehmen werden. Molto incredibile. Kann ja heiter werden.

Wir machen es uns gemütlich und breiten uns mit der anerzogenen helvetischen Zurückhaltung aus. Spielen ist angesagt. Claudia versenkt, im wahrsten Sinne des Wortes, eine Bocciakugel im See: «Papa, geisch mer se schnäll go hole?» Papa klettert vorsichtig die Böschung hinunter. Doch, doch Sie ahnen richtig: Plupps – und schon liegt Papa, samt Kleidern, im Wasser. Luschtig. Alles wälzt sich vor Lachen, sogar unsere temporären Nachbarn haben mitbekommen, was wem passiert ist. Molto divertente. Haha.

Aber auch wir Eidgenossen bekommen Grund zur Schadenfreude frei Haus gelie-

fert. Nebenan kommen nämlich zwei Enten auf den Grill – und zwar auf eine Art, wie sie in keinem Kochbuch zu lesen steht, mit Sicherheit auch in keinem italienischen. Weil ohne Grillspieß, Körbchen oder Motor am mitgebrachten Klappgrill arbeitend, wickelt Maestro Franco die Viecher in Alu-Papier, knallt sie auf den Rost und dreht anschliessend das Geflügel so alle 45 Sekunden unter wildem Gestikulieren (Finger verbrannt) und akuten Hustenanfällen (Rauchsäule). «Aussen schwarz und innen roh» stellt Michel nach vier Minuten fachmännisch fest. Derweil beklagt sich Lucrezia molto furioso, dass Franco mit seinen Enten endlich vorwärts machen soll, weil sonst der Gemüsegratin auf der Feuerstelle austrocknet.

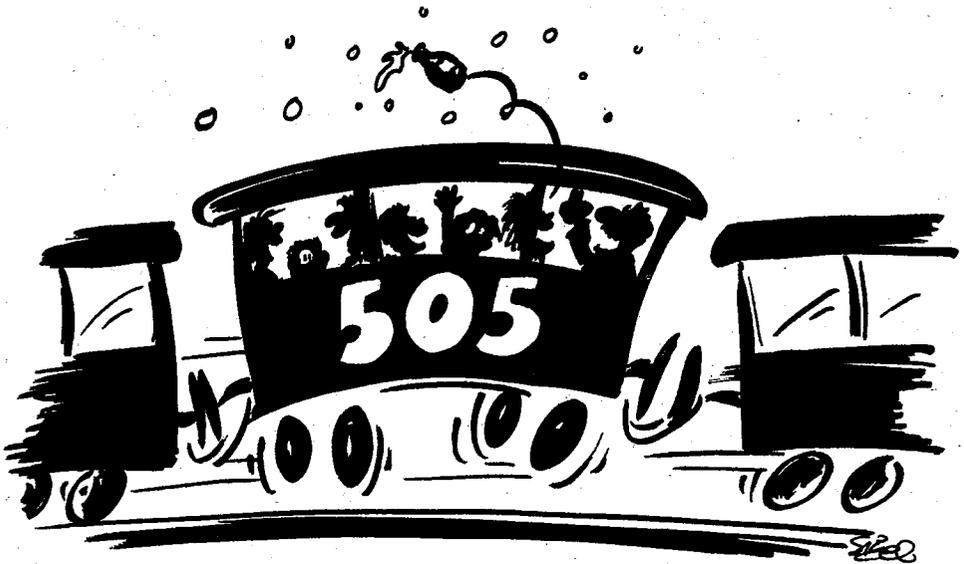
Susanne und Michel verwöhnen uns: Auf einen Apéro soigné folgen mehrere Salate, Maiskolben ab Grill, baked potatoes mit verschiedenen Saucen, Würste und Steaks, Merlot, Kuchen (von Monika gebacken) und Kaffee. Okay, okay, es sei hier zugegeben: Als unsere südlichen Nachbarn, die nördlich von uns tafeln, ihre Enten und den Gratin auftischen, da läuft uns selbst aus der Ferne und mit vollem Magen das Wasser im Mund zusammen, derart fein duftet «es» herüber. Unsere Kids zeigen uns wieder einmal, was Unbeschwertheit ist. Sie gluschten nicht bloss wie wir Erwachsenen, sie marschieren schnurstracks «zu Tische» und bitten um ein Stück Geflügel. Das erhalten sie dann auch, samt einem zusätzlichen Happen per i adulti. Grazie, molto simpatico.

Danke der Nachfrage: Den original Autoschlüssel findet Monika am nächsten Tag. Im Auto. Auf dem Fahrersitz. Scheint's.

“ Hätte man mir vor zwölf Jahren, damals noch praktizierender Junggeselle, prophezeit, ich würde später einmal im Leben, samt Familie, zusammen mit 400 Bernerinnen und Bernern im Hauptbahnhof Bern an einem Samstag nachmittag einen Sonderzug besteigen, nur, um nach über 21 (einundzwanzig) Stunden Bahnfahrt, zwei Wochen in einer Art Sportferien-Ghetto in Kalabrien zu verbringen, ich hätte den Mann offiziell glatt für gaga erklären lassen. Irren ist menschlich: Heuer fahren Bo's bereits zum dritten Mal nach Tropea. Im Sonderzug. Mit 400 weiteren Bernerinnen und Bernern. ”

501 ist für jeden Jeans-Fan ein Begriff. Aviatik-Kenner ihrerseits wissen, was mit 747 gemeint ist. Und über die Zahl 4711 braucht es ebenfalls keine lange Erklärung. 505 wiederum ist allen Tropea-Reisenden. 1994 im gleichlautenden Bahnwagen unvergesslich, nicht zuletzt deshalb, weil dort die allesamt vierjährigen Lausbuben von Lottaz' (Tobias), Jennis (Joël), Lüthis (Leandro) und Bornhausers (Patrick) ihr Unwesen trieben – 21 Stunden lang nonstop. Falls Sie eher der Mathematiker-Typ sind, hier die Formel für vier Vierjährige: 4×4 -Power.

«Gentlemen, start your engines», verkündet der Starter den Teilnehmern am 500-Meilen-Rennen in Indianapolis. Standes-



gemäss diesem Zeremoniell folgend öffnen, Minuten nach der Abfahrt im Hauptbahnhof Bern, die Herren Lottaz (Michel), Jenni (Ueli), Lüthi (Christian) und Bornhauser (Thomas), unter den argwöhnischen Augen der Damen Lottaz (Susanne), Jenni (Gaby), Lüthi (Monika) und Bornhauser (Monika), zwar keinen Sechszylinder, wohl aber die ersten vier Flaschen «Miller» aus einem klassischen Sixpack: «Gentlemen, get your holidays started.»

Während unserer «Ytrinkete» versucht Claudia, siebenjähriges Töchterli aus dem Hause Bo, mit dem Sackmesser eine Nektarine zu halbieren. «Gib mir das Zeug, Claudia, bevor öppis passiert, ich kann dir nicht zuschauen.» Papa macht das schon. Wie meistens. Claudia tut wie befohlen (was wiederum nicht selbstverständlich ist). Keine sieben Sekunden später blutet es, nur knapp zwei Zentimeter neben einer Vene, tiefrot aus einer tiefen Fleischwunde. Wo ist der Notarzt?

Bekannte, die umsverworgen nicht kapieren wollen, dass eine so lange Bahnfahrt durchaus etwas Spannendes und Entspannendes sein kann, erhalten folgende Verlautbarung: «Wisst Ihr, das Spannende daran ist, dass man bei italienischen Zugkompositionen nie so genau weiss, was funktioniert, was vielleicht, und was gar nicht». Mal fehlt dem Abfallkorb im WC der Boden, dann wiederum versagt die Lautsprecheranlage, mal streikt das Licht und/oder die Heizung im Abteil oder im ganzen Wagen, ein anderes Mal fehlt dafür das Auffangnetz in den Liegewagen für die Kids, die immer in den oberen Couchettes pfuschen wollen. Dieses Jahr trifft alles und zusammen und gleichzeitig im Wagen 505 zu.

Entspannend ist es deshalb, weil die Kinder ohne grosse Beaufsichtigung rumtollen dürfen (siehe auch 4x4-Power). Im Verlaufe des Abends können die Mütter die lieben Kleinen dann mehr oder weniger problemlos suchen, einsammeln und zu Liegebette bringen. Spätabends machen die Frauen die Runde noch einmal, nämlich wegen ihren Ehemännern, wobei das Suchen dieses Mal entfällt, weil die Herren sich erfahrungsgemäss sehr leicht lokalisieren lassen: Im Gepäck-/Barwagen.

Noch vor Domodossola macht das Gerücht die Runde, zum Nacht würde «chauts Poulet» eingeflogen. Einer missversteht die Voraussage und motzt, seit wann es denn «Kalbspoulets» gebe? Eine wunderbare Idee übrigens, bei den vielen Kindern, das mit den Gummiadlern zum Essen, so ganz ohne Besteck. Überall fettige Finger, fettige Polster, fettige Scheiben, fettige Hosen. Friede, Freude, Eierkuchen. Und das nicht bloss im 505.

Auf die Minute genau (!) fahren wir, exakt 21½ Stunden nach dem Start in Bern, in Tropea ein. Und in dreizehn Tagen geht's wieder retour. Ganze 1'528 Kilometer lang. Aber dannzumal nicht im gewöhnlichen Sonderzug wie bei der hier beschriebenen Hinfahrt, sondern im, wie es im Italienischen viel klangvoller heisst, «treno straordinario».

Un ora per voi



„Eine Stunde für Sie“ hiess sie, übersetzt, die erfolgreiche Sendung des Schweizer Fernsehens Mitte der sechziger-Jahre für die italienischen Gastarbeiter. Eine echte «ora per voi», allerdings mit einer Art Schubumkehr, erleben jetzt, mit drei Jahrzehnten Verspätung, jene Eidgenossen in Italien, die für eine Diebstahlanzeige bei den Carabinieri anzutreten haben. So wie Borni, dem in Kalabrien Videokamera (inkl. Ferienkassette), Fotoapparat (inkl. Ferienfilm), Portemonnaie (inkl. Feriengeld), Basketballschuhe der in Südtalien gängigen Grösse 47 (inkl. Einlagen) und Rucksack (zum Abtransport) aus dem Hotelzimmer geklaut wurden. ☹☹

«Soll ich Dich begleiten und übersetzen?» fragt Reiseleiter Silvio Ruhoff von Hotel-

plan zuvorkommenderweise. «Nein, danke, ich kriege das schon hin». Dabei... dabei bin ich in Sachen Italienisch mit meinem Latein rassig am Ende. Non parla italiano, emu nid guet. Zehn Minuten später stehe ich vor dem Polizeigebäude, einem Haus mit vielen Antennen auf dem Dach. Dem diensttuenden Beamten am Empfang versuche ich zu erklären, worum es geht. Er bittet mich, im Warteraum Platz zu nehmen. Keine fünf Minuten später darf ich, weil er vermutlich keinen «Dümmeren» gefunden hat, bei ihm persönlich vorsprechen. In seinem Büro steht ein riesiger TV (aha, deshalb die vielen Antennen), eingeschaltet. Laurel und Hardy geben sich die Ehre. An der Wand hängt ein Bild von Jesus, derweil, urbi et orbi, in einer halb-offenen Schublade ein Heftli mit unzweideutigem Inhalt zu erblicken ist.

Eines vorweg: Die Polizisten haben sich ob unserer Situationskomik mit Sicherheit ebenso amüsiert wie ich, bestimmt.

Mit Händen und Füßen wird dem Carabinieri der Tathergang geschildert: «La mia famiglia mangiare alle 6 mezzo, poi, piu tardi, alle 8 mezzo, la mia donna ritorno alla nostra camera. Video, camera, portofoglio, scarpe e rucksack fuori, wägg!» Die beiden Kameras sind/waren schwarz, nero, das ist einfach zu erklären. Das Portemonnaie hingegen braun. Heiland, was heisst denn braun in der Sprache Dantes? Zum Glück flimmert genau in diesem Augenblick ein Werbespot mit der dunkelhäutigen Sängerin Anita Baker über den Bildschirm. «Guarda! Qui! Questo e braun!» – «Si, capito, marrone.»

Haha. Sie amüsieren sich ob diesen Schilderungen? Nun gut, sollen Sie ja auch – aber versuchen Sie doch einmal, dem Carabinieri Antonio und dem zeitweilig anwesenden Brigadiere Maurizio, die beide kein Wort Deutsch verstehen, zu erklären, was ein Rucksack ist. Mein erster Versuch als Pantomime endet kläglich als Windjacke. Zweiter Anlauf, mit Wortgewalt: «Un rucksack, per picnic, capito? Sandwich qui, Coca Cola qui, vino rosso qui.» Bahnhof, die beiden Vertreter der Staatsgewalt schütteln den Kopf. Zwischendurch schauen wir alle drei auf den Bildschirm, lachen über Stan e Olio. Dritte Version: «Guarda, così, comme all esercito, comme le alpinisti, ma piu piccolo.» Meine vermeintliche Genialität erweist sich als Fiasko, als rhetorischer Sendeschluss. Antonio schreibt etwas auf das amtliche Formular. Ich bin ja gespannt, was wir von der Berner Versicherung zurückerstattet erhalten. Ein Fallschirm? Eine Taucherflasche? Auf jeden Fall Öppis für meinen Rücken. Vielleicht ein Happy-Bett.

Mein Protokoll wird auf einer uralten «olivetti Linea 98» mit breiter Schreibwalze aufgenommen, in dreifacher Ausführung, mit zwei Kohlepapieren dazwi-

schen. Korrigieren ist da unabdingbar mit einer ausgeklügelten Atemtechnik gekoppelt: Radiert kann nämlich nur werden, wenn gleichzeitig kräftig geblasen wird. Und umgekehrt. Glauben Sie mir: Es wird viel geblasen an diesem Vormittag.

Als nach ungefähr 35 Minuten Carabinieri Antonio das Gefühl hat, so in etwa die Hälfte von dem verstanden zu haben, was ich zu gestikulieren versuche, da will er von mir die italienische Version ratifizieren lassen. Kein Problem, null problema. Just in diesem Moment kommt ein Kollege vorbei und fragt ihn, weshalb er mich den Tathergang nicht «in tedesca» schreiben lasse. Antonio reisst, von einem lauten «Vafangulo» (oder so ähnlich) begleitet, die Blätter heraus, zerreisst sie und lässt mich, mit drei neuen Formularen und zwei neuen Kohlepapieren bestückt, von Hand von vorne beginnen. In Deutsch. Prima. Nach fünf Minuten, gerade als ich fertig werde, kommt bereits erwähnter Brigadiere herein und bemängelt die Version «solo in tedesca». Antonio, die Nervenstränge inzwischen einzeln freigelegt, beginnt damit, auf einem neuen Blatt alles nochmals in Italienisch einzusetzen. Dummerweise auf meiner Kopie, nicht auf dem Original, wo das Italiano hingehört. Also schreibt er, kein Witz, das Ganze noch einmal ab.

Nach zweimal 45 Minuten sind wir soweit, wie im calcio. Am TV haben Laurel und Hardy inzwischen ausgescherzt, es folgt nun die Wiederholung einer Episode aus meiner (ehemaligen) Lieblingsserie, «Dallas». Schade, muss ich Antonio allein mit J.R., Sue Ellen, Cliff Barnes & Co. zurücklassen. Dort wär ig nämlich nahecho, um was es geht.

Nimm 2 Nimm 2



„Wie schnell die Zeit vergeht erlebt man daran, dass Generationenkonflikte sich beinahe nahtlos wiederholen: Noch klingen uns Oldies die Worte unserer Eltern in den Ohren, wonach Beatles- und Stones-Songs «organisierter Lärm und mit Sicherheit schädlich für die Jugend ist», da erzählen wir bereits unseren eigenen Kids das gleiche Sprüchli, wenn sie uns vom Techno-Sound vorschwärmen. Zwischen-durch, da packt es die Alten, eine Reise in ihre musikalische Vergangenheit zu unternehmen, um den Jungen vor Ort zu beweisen, wie viel vernünftiger wir «damals» waren, in den sechziger Jahren. Das Konzert der Rock-Ursaurier Status Quo in Bern bietet beste Gelegenheit dazu. „

«Steck Dir 2!» verkünden Plakate am Eingang zur Festhalle. Die Swisscare (Eigeneinschätzung: «Partner für Ihre Gesundheit») verteilt kostenlos... Gehörschutzpfropfen. So öppis lässt natürlich aufhorchen, wenn eben auch nur gedämpft.

Bevor Status Quo ihre vielen Hits (alle bestehend aus den gleichen drei Gitarrengriffen) zum besten geben, da darf eine, so der Ansager, «laute und rockige» Berner Band vor den Tausenden von Zuschauern in verrauchtstickigwarmer Luft ran: The Big Red One (die Truppe startet demnächst zu einer grossen Tournee mit schillernden Auftrittsorten wie Häbern-Bad). Vermutlich nicht bloss des Lärmpegels wegen beginnen viele Anwesende mit dem Einsetzen ihrer Ohrenpfropfen. Je älter, desto verstopft. Viele setzen sich danach in den grossen Vorraum der Festhalle ab, wo eine massive Zwischenwand zumindest einen

gewissen Schutz vor den akustischen Angriffen auf das Trommelfell bietet. Der Platz hinter der improvisierten Theke erweist sich sogar als Art Schützengraben. In Momenten wie jetzt, da stellt sich jeweils unweigerlich die Frage, was ich hier überhaupt verloren habe. Monika und Christian, Freunde aus Ostermündingen, sind ebenfalls anwesend, Christian, schon leicht verschwitzt, mit (Zitat) «brummenden Ohren und brennenden Augen». – «Geht auch anderen so», bekommt er solidarisch zu hören. «Wer weiss, vielleicht glaubt jetzt ein Blauäugiger sogar, dass ein Brennen beim Wasserlösen auch vom Lärmpegel her kommt.» Gelächter (welches aber im Kräch der Big Red One untergeht).

Apropos Wasserlösen: In der Männertollette bilden sich zwei Kolonnen. Links, wie vorgesehen, Männer, die auf ein freiwerdendes Pissoir warten, rechts, weniger wie vorgesehen, Frauen, die wegen Überbelastung ihres eigenen WCs bei uns Unterschlupf suchen.

Um 21:10 Uhr ist es soweit: Status Quo eröffnen den Abend mit ihrer «Caroline». Mir fällt, inzwischen heldenhaft in den Konzertraum zurückgekehrt, ungeschickterweise bei «Down Down» der Pfropfen aus dem rechten Ohr, down down on the floor, sehr wahrscheinlich, weil er es selber auch nicht mehr ausgehalten hat. Ich wähne mich während dieser Sekunden unmittelbar neben einem laufenden Prüfstand für Formel-1-Aggregate stehend, unplugged. Status Quo, eine meiner Lieblingsbands, hin oder her: Ich kann nicht mehr – und kehre zurück in den Vorraum. Hunderte von Quo-Fans (darunter, völlig gaga, Schwangere und Eltern mit Kindern) haben offenbar das gleiche Bedürfnis. Okay, okay, ich gebe es ja zu: Bevor ich, mitsamt einer ganzen Gruppe gleichge-

sinnter Beinahe-Hörgeschädigter, die Festhalle vorzeitig verlasse, kann ich es, bei «Rockin' all over the world», nicht verkneifen, einmal die beiden Pfropfen freiwillig und gleichzeitig aus den Lauschern zu nehmen, um die Status Quo live und pur zu erleben. Der Duden definiert «Masochismus» mit «Erregung durch Erdulden von Misshandlungen».

Und dennoch: Derart laut, wie Ihnen das Konzert hier beschrieben wird, kann es in Tat und Wahrheit eben doch nicht gewesen sein, lagen doch, keine 50 Meter Luftlinie von Leadsänger und Oberquo Francis Rossi entfernt, fünf Typen am Boden – friedlich schlafend. Sponsored by Heineken and Gurten Bier.



«Da isch dr Samichlous am Chlous-O-Phon»

« Einmal im Jahr, da lädt meine Arbeitgeberin Familien ein, den Samichlous samt Schmutzli und Eseli in einer Waldhütte zu treffen. Logisch: Nicht im Hochsommer, sondern zum Chlousetag. Die Leute

können vorher direkt mit dem Samichlous abmachen, wann und wo sie ihn treffen wollen. Dazu brauchen sie bloss die Nummer des «Chlous-O-Phons» zu wählen, welches zufälligerweise auf meinem Pult steht. Ab und zu stellt der Samichlous sogar den Mini-Lautsprecher seines «Chlous-O-Phons» ein, damit ich mithören darf, was für lustige Gespräche er manchmal führen kann. Er hat mir ausdrücklich erlaubt, Ihnen einige Musterli zu erzählen. »

Wie der Samichlous mit Susanne Peronino aus Steffisburg spricht, da fragt er sie, wie alt sie ist. «Söfu», antwortet die Kleine begeistert und streckt ihm offenbar einige Finger entgegen, die der alte Mann aber beim besten Willen nicht sehen kann. Grosses Rätselraten. Plötz-

lich ist Verena, Susannes ältere Schwester, am Telefon. «Sag mal, Verena, wie alt ist Deine Schwester?» – «Wart mäu... si isch... zwöi, drü, vier. Vieri, isch si!». Samichlous ist erleichtert zu hören, wie die sechsjährige Verena erzählt, dass es ihr besser geht und dass sie ihrer Nieren wegen nicht sofort wieder ins Spital muss. Zum Schluss will Samichlous von Verena doch noch wissen, ob sie und Susanne immer brav seien. «Ig scho, es isch immer d'Susanne, wo aafaht zangge.» Mir ist, als töne das bei uns zu Hause genauso, wenn auch mit anderen Vornamen.

Einer, an dessen Namen ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnere, glaubt sich im falschen Film, wie auf meinem Pult der Hörer abgenommen wird und sich Samichlous mit tiefer Stimme meldet. «Wär isch da?» – «Dr Samichlous, hesch öpper anders erwartet?» Der Mann am anderen Ende stutzt anfänglich, zweifelt an sich selbst und beginnt dann plötzlich lautstark zu lachen, wie ihm Samichlous sagt, welche Nummer er gewählt hat. Es stellt sich nämlich schnell heraus, dass der Anrufer einen Geschäftspartner in Berlin anwählen wollte und sich dann direkt in Richtung «Chlous-O-Phon» vertippt hat. Ick wess.och nich, weshalb.

Aber auch der Samichlous kann sich mal irren. Einmal hört er nicht genau hin und reagiert auf das Klingeln meines eigenen Telefons, in der irrigen Meinung, es sei das «Chlous-O-Phon». Das Erstaunen der

«Bund»-Journalistin kann man bloss erahnen, wie sie die Pressestelle der Migros Bern anwählt, dann aber plötzlich den Samichlous am Apparat hat. Womit zur Informationspolitik des Grossverteilers endlich alle Klarheiten beseitigt wären.

Mutter Hänni aus Innerberg meldet sich mit «Guete Tag, Herr Samichlous». Erst als der Graubärtige ihr väterlich vorschlägt, ihn zu duzen, wird es weniger förmlich. Auch Klein-Isabelle kommt ans Telefon. Ehrfurchtsvoll stottert sie etwas von «Titö» in die Sprechmuschel. Immer wieder wiederholt sie dieses Wort, «Titö». Mutter Hänni klärt auf. Isabelle wünscht sich sehnsüchtig Skistöcke. Samichlous wird das dem Chrischtchindli weiterleiten. Hat er Mutter Hänni versprochen. Nämlich.

Trotz seiner Weisheit kann selbst der Samichlous nicht immer alles wissen. Und so kommt er halt gewaltig ins Stottern, wie Sira Fäh aus Bärswil von ihm wissen will, wann denn er... Geburtstag feiert? Hat sich Samichlous (Originalzitat) «noch nie überlegt». Sie können jetzt schon schmunzeln, liebe Leserin, lieber Leser. Aber Hand aufs Herz: Was hätten Sie denn Sira geantwortet? Der 6. Dezember? Falsch. Das ist sein Namens-tag.

Erstaunliches in Sachen Mathematik hat Mutter Manuela Jenni aus Hindelbank zu bieten, wie sie vom Samichlous die Gretchenfrage gestellt erhält, «zu wievielt» die Familie Jenni anrauschen werde: «Mir si zäme eis Chind.»

Es telefonieren fast ausnahmslos Mütter oder Kinder. Einmal, so erzählt Samichlous, bemüht sich aber auch ein richtiges Familienoberhaupt um einen Termin. Besagter Vater, ein ganz Zackiger,

greift ganz Manager-like zum (rauschen- den) Natel. Er will, dass der Samichlous «am 6. Dezember, bitte pünktlich um 18:30 Uhr bei uns zu Hause in Stettlen» vorbeikommt. Am liebsten mit Schmutzli, «aber, bitte, ohne Eseli». Und wieviel das überhaupt koste? Wie der Samichlous ihm artig zu erklären versucht, dass in diesem speziellen Fall eben nicht der Samichlous Hausvisiten macht, sondern die Familien zum Chlous in den Wald kommen, da beginnt der Zackige zu motzen und hängt auf.

Selbstverständlich sind auch Spassvögeli unvermeidlich. Dreimal am gleichen Tag zum Beispiel «dr Oschterhaas». Immer, wie unser Samichlous mit dem Rammler ins Gespräch zu kommen versucht, da wandelt sich das Viech vom Oster- zum Angsthasen – und hängt auf. Schade.

Ganz schön souverän, wie der Alte mit den Leuten am Telefon umzugehen weiss. Nur einmal, da kommt er gehörig ins Schleudern. Und das alles wegen einer Jugendsünde. Vor vielen Jahren hat sich der Mann am «Chlous-O-Phon» nämlich kommerziell von Radio Förderband einspannen lassen, sogenannte «versteckte Telefone» zu machen, als alias Beat Neuenschwander. Die anschliessend produzierten beiden Kassetten mit den vielen Juxgesprächen zirkulieren heute noch. Als nun der achtjährige Sacha aus Ittigen telefoniert und mit dem Samichlous spricht, da ruft das clevere Kerlchen plötzlich seiner Mama lautstark zu, «Du Mami, dr Samichlous het di glych Schtimm, wie dä, wo bim Globus z'Bärn dr Pinguin id Chüelchammere wott tue, übers Wuchenänd.»

X-MAS Shoppin' in New York



„So einmal im Jahr machen Bornhausers öppis wirklich Verrücktes. Anfang Dezember 1994 haben wir zum Beispiel Rollen getauscht: Papa nimmt eine Woche Ferien, um unsere beiden Kids zu hüten, derweil Monika sich mit ihrer Schwoscht und ihrem Vater auf Weihnachtsbummeltour begibt. Stilvoll, wenn schon. Nach Washington und New York, dank Günstigstbilligst-Flugangebot. Und wenn eine eine Reise tut, dann kann sie etwas erzählen. Papa aber auch.“

«Was? Hat es bereits kein Regeneriersalz

mehr in der Abwaschmaschine?» wundert sich Monika am Vorabend ihrer Abreise, als sie das entsprechend leere Päckli zuoberst auf der Altpapierbeige sieht. «Regeneriersalz?» gucke ich dumm aus der Wäsche. «Es hatte kein Abwaschpulver mehr, Abwaschpulver habe ich nachgefüllt.» Falsch. «Jesses, wenn das bloss gut geht, nächste Woche mit Euch dreien», seufzt Monika vor sich hin.

Samstag morgen früh. Pädi und Papa besprechen den Menüplan für die nächsten Tage, derweil sich die beiden Ladies hübsch machen. Claudia für die erste Klasse,

Monika für die Economy. «Machsch mau Löschtí?» will Pädi wissen. «Wett wosch.» – «Es isch ganz eifach», erklärt der kleine Mann, «muesch Hädöpfu näh, choche, schäle, mit de Laffle schabe (rennt in die Küche und holt die Raffel) u nächä id Pfanne tue. Nächstä nimmsch zwöi Tällel und machsch so (zeigt einen klassischen Röstiumsturz).» Alles klar. Nadisna komplettiert sich der väterliche Einkaufszettel. Zwei Stunden später, als unsere USA-Reisende im Zug nach Kloten sitzt und Vater & Sohn im MM Shoppyländ umherirren, treffe ich BZ-Redaktorin Agnes Hirschi. Schmunzelnd erkläre ich ihr a) mein Programm für die nächsten acht Tage und, b), meine wenig be rauschenden Kochkünste. «Wäre ich Sie», lächelt sie mir mütterlich zu, «ich würde mich bei den Konserven und den Tiefkühlprodukten umsehen.» Guter Tip. Schon landet ein Beutel «Berner Rösti»

bei Bo's im Einkaufswagen. Von wegen Raffel und Tellern.

Dienstag ist Grosskampftag. Will heissen: Grittibänze aus Tiefkühlfach nehmen, Kinder wecken, Betten und Lüften, 60-Grad-Wäsche in die Maschine, Zmorge machen, schauen, dass Kids anständig angezogen sind, Pädi für die Spielgruppe herrichten, Rucksäckli mit Inhalt auch, Claudia zur Schule schicken, Blumen giessen, Tobias (Freund des Hauses) und Pädi zur Spielgruppe begleiten, dann ab zu Coiffeur Peter Berset nach Bern, Zmittag einkaufen, Wäsche aufhängen, Fenster putzen, Zmittag kochen (während ein Journalist anruft, überlaufen die Salzkartoffeln), Tisch decken, den Kindern beim Nachhausekommen durchs geschlossene Küchenfenster schreien, sie sollen doch bitte ihre dreckigen Schuhe draussen ausziehen, Essen, Abwaschen, Staubsaugen, Lüften, Tee machen für Claudia, Claudia ins Kitu schicken (samt Tee), mit Pädi ins Muki-Turnen, Umziehen (nicht in der Damenkabine), Turnen, Umziehen, von Susanne (Freundin des Hauses) Töchterli Lea zum Hüten übernehmen, mit Pädi und Lea spielen, das umgekippte Büchergestell in Pädis Zimmer samt Inhalt und ausgeleerter Blumenvase aufräumen, Lea abliefern, zuerst mit Claudia Hausaufgaben, dann Nacht machen (aufgetaute Grittibänze), Küchenboden aufnehmen, Pädi das operierte Auge für die Nacht verbinden, Kinder pfannenfertig machen und ins Bett bringen, x-mal sagen, dass jetzt «Ruhe!» ist, Weihnachtskarten schreiben, zum Schluss Derrick, Gasche und Ráz verfolgen. 10 vor 10 bin ich nudelfertig, kein Bürotag hat mich je so geschafft. «Hausfrauen-Dasein» ist Time-Management pur. Gibt es Kurse, wo mann das lernen kann?

Vom Ehrgeiz gepackt, rufe ich meine Mutter an und bitte sie, mir ein, zwei Rezepte ihrer einmaligen Weihnachts-

guetzli zu schicken. Bereits am nächsten Tag laufe ich mit entsprechendem Einkaufszettel zielstrebig in der Migros Hinterkappelen im Kreis umher – auf der gezielten Suche nach Backpulver, Vanillezucker, Schoggipulver, Glasur und so. Zu Hause wird stur nach Muetis Rezept gearbeitet. Mehl und Backpulver werden gesiebt und in der Schüssel zu einem Kranz auseinandergezogen. Später dann, mit 180 Gramm Butter und anderen gluschtigen Zutaten durchsetzt, wird der Teig geknetet (sofern er sich von den Fingern lösen lässt). Nach zwei Stunden «Kühlstellung» wird das Ding auf 3mm Dicke plattgewalzt. Alles verläuft problemlos, bis zum Moment, als es gilt, mit den Ausstechförmli zuzuschlagen. Nirgends sind diese unentbehrlichen Werkzeuge vorweihnächtlicher Handwerkskunst zu finden, beim besten Willen nicht. In der Not wende ich mich vertrauensvoll an Pädi, damit er mir seine Förmli, die er jeweils beim «Lättle» braucht, überlässt. Ja, ja, lachen Sie nur... Hätten Sie etwa eine bessere Idee gehabt? Das Resultat lässt sich zum Schluss sehen (und essen): Die Guetzli sind eindeutig der Kategorie «geniesbar» zuzuordnen. Hoffentlich hat es noch welche, bis Monika nach Hause kommt.

Wenn ich es mir richtig überlege, so machen die Kinder es mir leicht, die vermeintliche Überlebenswoche zu überstehen. Verschiedentlich, wenn sie nicht gerade ihre Phasen der widerspenstigen Zähmung haben, helfen sie tatkräftig mit, mit viel gutem Willen. Und Claudia lässt sich sogar einmal zum Ausspruch hinreissen, «dass du nid immer darfsch ja säge, du muesch o mau chönne nei säge». Prima. Hiermit hat sie es schriftlich. Für alle Zeiten.

Und den Menschen ein Wohlgefallen

«Du chasch nid guet Gschichtli verzelle» lautet das niederschmetternde Verdikt unserer Kinder, Claudia und Patrick, über ihren Papa. «Erzählungen mit Tiefgang sind nicht Deine Stärke», tönt es auch wenig encouragierend von meiner Frau Monika. Und «Schuster, bleib bei deinen Leisten», meint mein Schwiegervater immer dann, wenn ich mich halbwegs literarisch versuche. Mynetwäge, so bleibe ich, gezwungenermassen, bei den Realisatiren, Schilderungen über Episoden, die das Leben schreibt. Und davon gibt es eine ganze Menge, oftmals beginnen sie bereits am Telefon. ☹☹

«Hättest Du Lust, den Leserinnen und Lesern der 'Brücke' (der Personalzeitung der Migros-Gemeinschaft Schweiz) eine Weihnachtsgeschichte zu schreiben?» fragt Redaktorin Rita Schöpfer an einem August-Tag des Hochsommers 1994. Als ob man bei 31 Grad am Schatten bereits of a White Christmas dreamen würde. Noch bevor überhaupt geantwortet werden kann, heisst es einschränkend, «aber bitte nichts, worüber sich Herr Kyburz oder Herr Hunziker aufregen könnten».

Unsere Sippschaft hat so ihre (selbstaufgelegten) Prinzipien. Eine davon besagt beispielsweise, dass wir Erwachsenen uns, seit Jahren schon, zu Weihnachten gegenseitig keine Geschenke machen. Und die Kinder finden, so will es die Hausordnung, von Mama, Papa, Gros-

seltern, Gotte und Götti, Tanten, Onkeln und Nachbarn jeweils nur ein einziges Päckli unter dem Tannenbaum. Wir legen zu Weihnachten grossen Wert auf Besinnlichkeit, auch wenn derartige in unserer vom Kommerz beherrschten Zeit kaum noch Platz findet. Aber eben: Unsere Familie war schon immer viel vernünftiger als andere.

Mitte Dezember 1993 fällt der erste Dominostein. «Ich weiss schon, was Dir Judith zu Weihnachten schenken wird», orakelt Monika. Judith ist meine Schwägerin. Und volljährig. Also wird sie mir überhaupt nichts schenken. «Wird sie doch, ausnahmsweise.» Heiliger Bimbam, muss also auch ich. Und weil ich ja unmöglich nur Judith ein Präsent machen kann, wird auch rein Symbolisches für meinen Schwiegervater und Monika käuflich erworben. Letztere wünscht sich seit langem eine Perlenkette – und diese sind um diese Jahreszeit in unserer Schmuckabteilung besonders schön und günstig. Wenige Tage vor dem Fest ist aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle zu hören, dass auch sämtliche Grosseitern, Gotten und Göttis und Nachbarn gegenseitig und «Übers Kreuz» das Christchindli und den Samichlous bemühen werden.

Heiligabend. Vor lauter Päckli (und aus Sicherheitsgründen) muss am Christbaum die unterste Reihe Kerzen entfernt werden. Wie 1992. Oder 1991. Und all die Jahre zuvor. Überschlagsmässig liegen pro Anwesenden 16,75 Päckli unter dem Baum. Hochgerechnet. Noch bevor ich «Jingle Bells» per CD abspielen kann, kommt bereits eine strahlende Claudia



mit ihren geschenkverpackten Skis daher. Patrick seinerseits zerrt juchzend seinen zuhinterst versteckten Kart hervor, reisst schier den noch nicht brennenden Baum um und beschädigt, schätzungsweise, acht Verpackungen, wobei ein Paket seinen Inhalt preisgibt – ein Märmeli-Spiel für Junior. Erstes, spontanes Geschrei. «Wieso het dr Pädi zwöi Gschänk?» motzt Töchterli und stürzt sich heldenhaft in den Päckli-Berg.

Das Tohuwabohu eskaliert, als es plötzlich an der Haustüre klingelt. Draussen stehen, unangemeldet und stellvertretend fürs Christchindli und den Samichlous, «meine» Verlegerin Rita Brodmann von der «Aemme Zytig» mit Freund Hans-Jürg Kleine von der «Grauholz Post», für die ich zu schreiben ebenfalls die Ehre habe – samt einer Kiste

feinen Rotweins. Unsere Kids nutzen die Gunst der Stunde abgelenkter Eltern und arbeiten sich, zwei Wühlmäusen gleich, unter dem Baum hindurch. 60 Sekunden später: Claudia, mit zwei weiteren Geschenken unter dem Arm, hat sich inzwischen die Skis samt Schuhe angeschnallt und übt den korrekten Kanteneinsatz auf dem Teppich, Patricks ferngesteuertes Polizeiauto stürzt, noch keine zwei Minuten alt, mit eingeschalteter Sirene die Wendeltreppe hinunter, Judith bedankt sich bei ihrem Vater artig für Parfums, jener erfreut sich an Monikas Pulli,

streckt Tante Emmi, der siebten im Bunde, einen Warengutschein (aus der Migros) zu, derweil Claudia plötzlich, noch immer mit den Skis an ihren Füssen, mit einer Perlenkette dahergetrampelt kommt: «Isch die für mi?» Mein Frust ist vergleichsweise so gross wie der inzwischen beachtliche Abfallberg. Nur das gute Zureden Monikas verhindert, dass ich mich nicht an Telefon-Nummer 143 wende, der dargebotenen Hand.

Freude herrscht. Denn: An Heiligabend 1994 wird alles ganz anders. Ausser natürlich, Judith bestehe unbedingt darauf, mir ein Geschenk zu machen. Schon lange wünsche ich mir nämlich ein 3D-Buch mit Disney-Trickfilmfiguren.

Sie haben gut gewählt!

“Geneigte – aber durchaus auch weniger geneigte – Leserinnen und Leser dieser Spalten wissen, dass meine mich liebende Gattin vergangenen Dezember für einen Weihnachtseinkaufsummel in New York war. Weil Amerika zwar nicht das Geld, wohl aber den entsprechenden Plastikersatz dafür erfunden hat, lag es auf der Hand, Monika eine Kreditkarte zu besorgen. Weil selber seit vielen Jahren pflegeleichter Besitzer einer VISA-Karte der Cornèr Bank in Lugano, haben wir, der Einfachheit halber, bei VISA eine «Partner Zusatzkarte» beantragt. Pardon, sagte ich «der Einfachheit halber»? ●●

Telefon zu «VISA's». Ich erkläre der Sachbearbeiterin an einem der ersten Oktobertage, dass ich, stolzer Besitzer der Classic Card 4950 0000 6500 4550*, eine Zweitkarte für Monika beantragen möchte. Das in Aussicht gestellte und für diese Dienstleistung unvermeidliche Antragsformular trifft einige Tage später ein. Zwar stimmt die Schreibweise unseres Familiennamens nicht mit unserem Familienbüchlein überein und auch die Adresse liest sich recht merkwürdig, aber immerhin. Wahrheitsgetreu füllen wir das Ding aus, erwähnen Arbeitgeberin von Monika, Bankverbindung undsoweiterundsofort. So richtig comme il faut. Am 11. Oktober geht das Zeug, rechtskräftig unterschrieben, auf die Post.

Sechs Tage später die freudige Mitteilung von VISA-Manager Peter Brem, dass Frau

Bornhauser, bravo, «gut gewählt hat» und dass die VISA-Karte «in etwa zwei Wochen eintreffen sollte». Sollte? Exakt. Sollte. Mit Brief vom 26. Oktober und unleserlicher Schnellst-Unterschrift wird Monika nämlich jetzt eröffnet, dass VISA sich freut, «dass sie», Monika, «von den vielen Vorteilen der VISA Karte profitieren möchte». Allerdings benötigt das VISA Card Center nun plötzlich eine «Haftungserklärung». Soso. Als «zahlungsfähiger Verwandter ersten Grades» bin ich berechtigt, diese Haftungserklärung zu ratifizieren. Aha. Weil mir der ganze Kram nach so vielen Jahren der Mitgliedschaft jedoch schlicht «too much» ist, ziehe ich, stinksauer, den Antrag zur Partner-Zusatzkarte mit Brief vom 30. Oktober zurück, zusammen mit der Ankündigung, dass ich meine eigene Karte per Ende 1994 – ohne ausstehende Verpflichtung – auf nimmer Wiedersehen retournieren werde. Parallel dazu (wir leben ja in der freien Marktwirtschaft) beantrage ich bei American Express je eine Karte für Monika und mich. Die freundliche Mitarbeiterin will mir die Formulare «sofort, heute, per A-Post» abschicken. Das hingegen nenne ich Dienst am Kunden.

Ein paar Tage später läutet bei Bornhauser das Telefon. Am anderen Ende eine Mitarbeiterin des VISA Card Centers. Sie spricht entschuldigend von einer «Verkettung unglücklicher Umstände» und öppis davon, dass wir «es», allem Unge-mach zum Trotz, eben doch bei VISA versuchen sollten. Nach zehn Tagen (...) kommt dann wieder ein Formular zur Unterschrift, die wichtigsten Daten bereits korrekt aufgeführt (weil VISA ja

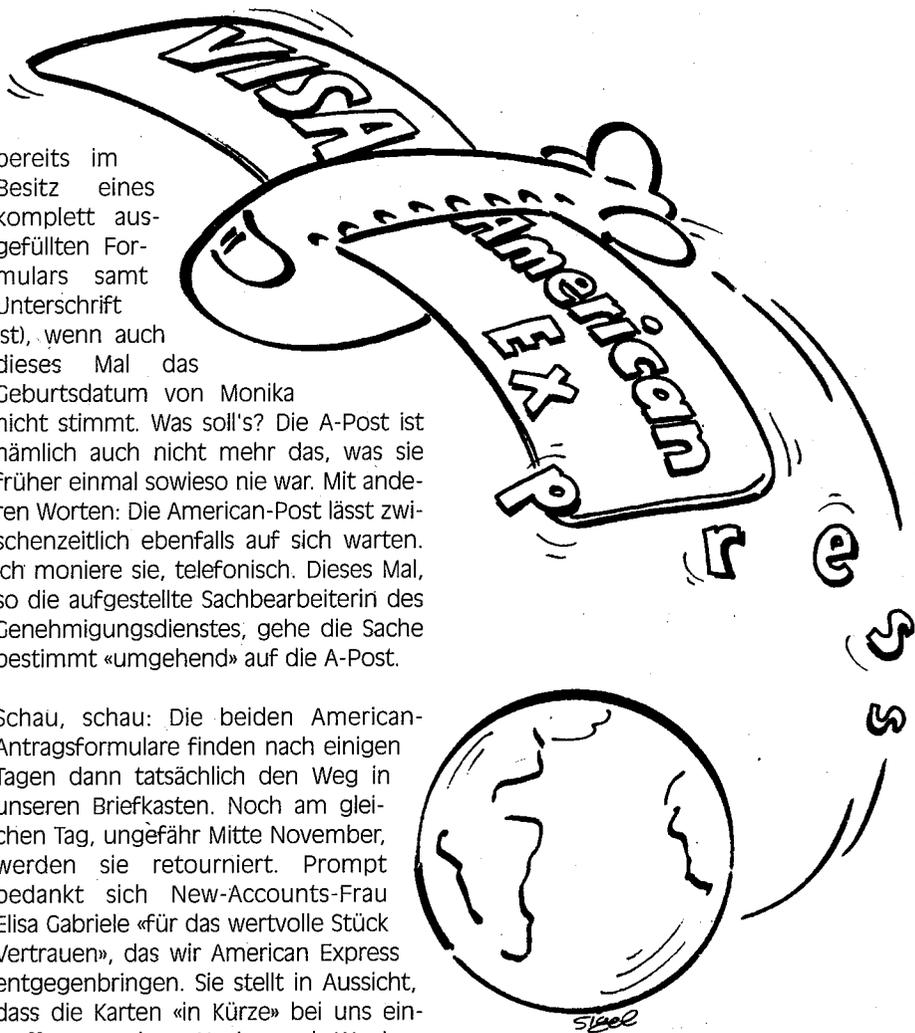
bereits im Besitz eines komplett ausgefüllten Formulars samt Unterschrift ist), wenn auch dieses Mal das Geburtsdatum von Monika nicht stimmt. Was soll's? Die A-Post ist nämlich auch nicht mehr das, was sie früher einmal sowieso nie war. Mit anderen Worten: Die American-Post lässt zwischenzeitlich ebenfalls auf sich warten. Ich moniere sie, telefonisch. Dieses Mal, so die aufgestellte Sachbearbeiterin des Genehmigungsdienstes, gehe die Sache bestimmt «umgehend» auf die A-Post.

Schau, schau: Die beiden American-Antragsformulare finden nach einigen Tagen dann tatsächlich den Weg in unseren Briefkasten. Noch am gleichen Tag, ungefähr Mitte November, werden sie retourniert. Prompt bedankt sich New-Accounts-Frau Elisa Gabriele «für das wertvolle Stück Vertrauen», das wir American Express entgegenbringen. Sie stellt in Aussicht, dass die Karten «in Kürze» bei uns eintreffen werden. Nach zwei Wochen erkundige ich mich, zugegeben, inzwischen légèrément nerveux geworden, nach dem Verbleib der Karten. Die freundliche Dame erklärt mir öppis von «in Grossbritannien bestellt und geschickt» und auch, dass die Karten «sicher noch vor dem Abflug» eintreffen sollten. Was ja auch nicht zu verachten ist.

Hurra. Monika kann zum Schluss wirklich mit American abfliegen, und das in doppelter Hinsicht. Mit Kreditkarte. Und

gleichnamiger Airline. Übrigens: Die VISA-Classic Card Nummer 4950 0000 6500 4550* wäre wieder frei.

* Kartennummer aus Sicherheitsgründen geändert.



L'Hôpital de Sierre



„ Seit vielen Jahren schon verbringen wir viele Wochenende und einen Grossteil unserer Ferien in Vercorin, einem wunderschönen Ort im Val d'Anniviers. Etwas haben wir dabei aber noch nicht herausgefunden: Ob es normal ist, dass wir regelmässig nach Sierre fahren müssen. Nicht zum Einkaufen, sondern ins Spital. Mal ist es eine Mittelohrentzündung, mal ein vermeintlicher Blinddarm, mal eine Lungenentzündung. Wir kennen den Weg mittlerweile par coeur. Und immer, wenn wir überzeugt sind, dass es für lange Zeit das letzte Mal war, dann... „

Un glaublich, aber wahr: Den Ehepaaren Lottaz, Lüthi, Jenni und Bornhauser (siehe auch «505») ist es gelungen, alle acht Kinder für ein Wochenende bei den jeweiligen Grosseltern zu placieren und bereits am Freitag abend gemeinsam für ein Wochenende ins Val d'Anniviers abzuräumen. Fondue im Café de la poste, wo noch immer le Général Guisan von der Wand wacht, ist angesagt. Und Fendant, und le bon père, und Jassen, und laisser faire und so. Vor allem aber Skifahren. Bei schönstem Wetter.

Weil das Wochenende für die Nachwelt unbedingt im Bild festgehalten werden muss, kommt auch eine Videokamera mit auf die Piste. Wie ich den göttlich schwingenden Christian einmal live im Steilhang aufnehmen will, da fährt Michel von rechts ins Blickfeld der Kamera. «Mynetwä», denke ich mir,

«verfolgen wir halt Michel». Und siehe da: In langsamer Fahrt begeht er einen telegraphischen Kantenfehler, beginnt den fahrenden Spagat zu üben, kämpft akrobatisch gegen den drohenden Sturz an, fällt zu Schluss aber doch noch im Zeitlupentempo in den Neuschnee. «Klasse!», rufe ich ihm zu, «Dein Kunststückli ist von A-Z auf Video!». Michel interessiert das im Moment nicht – wie Christus am Kreuz liegt er auf seinem Rücken im Schnee. Regungslos. Mit blutender Wunde über dem Auge. Auch das noch.

Kurze Zeit später weiss er wenigstens wieder, wer und wo er ist. «Fürchterlich geknackt» habe es im Äcke, und «schwarz vor den Augen». Ich frage ihn, ob er Hände und Füsse bewegen kann. Er kann. Weil ein Sturer, versucht er, entgegen unserer Warnung, aufzustehen. Am liebsten würde er gleich wieder in die Hocke und weiterfahren: «Das geit scho wider verby.» Nach drei Minuten Diskussion lässt er sich aber überzeugen, dass der Röntgenraum im Spital Sierre jetzt der passendere Ort für ihn ist.

Borni geht als Fahrer und Übersetzer mit. Beim Empfang müssen die Personalien angegeben werden, wahrheitsgetreu. «Sa profession?» will die Dame für ihren Computer wissen. «Was bisch gnau vo Bruef?» Weil ich die exakte französische Bezeichnung für «Heizungstechniker» nicht kenne, befördere ich Michel der Einfachheit halber zum «Ingénieur». Würde mich interessieren, wie die Dame aus der Wäsche gucken würde, bekäme sie zur Antwort, der Mann sei Rechtsanwalt – spezialisiert auf Spitalpfusch. Lömer das. Auch die Religion scheint wichtig. «Catholique, plus ou moins», mehr oder weniger. Das findet Madame gar nicht witzig: «Gehen Sie in den Wartezimmer. Sie werden aufgerufen.»

Neben uns hocken drei Holländer, die perfekt Französisch sprechen. Oder sind es drei Romands, die fliessend Niederländisch können? Mir kommt beides Spanisch vor, weil die Holländer in Überkleidern rumsitzen. Komisch. Erst als wir wieder zu Hause sind, klärt Michel auf: «Löu, das si Wallischer gsi, wo Wallischerdütsch gred hei.» Verraten hätten sie sich ab einem einzigen verständlichen Satz: «Das ischt hürä lang gange.» Mynetwäge.

Monsieur le docteur bittet Michel zur consultation. «Ich werde ihn jetzt untersuchen, er soll mir sagen, wenn etwas weh tut» sagt er en français. Ich übersetze Michel. Der Arzt beginnt, Michel den Kopf abzdrehen. Plötzlich schreit er auf. «Auaa!». Ich übersetze: «Ça lui fait mal». Realsatire pur. Nach dem Röntgen stellt sich heraus, dass Michel stolzer Träger einer Kragenmanchette werden soll. Passt ihm nun überhaupt nicht. Er will, Schmerzen zum Trotz, wieder auf die Ski, sofort. Herr Doktor ist überzeugt, dass ich falsch übersetze, fragt nach. «Non, non pas du tout. Il veut aller skier. Tout de suite». Das wiederum passt dem Arzt, der churzspitz noch den Computertomografen des Spitals amortisieren will, nicht. Zwischen Humanmediziner und Patient bahnt sich ein handfester Interessenkonflikt ab – und Borni steht zwischen den Fronten, darf das alles ausbaden. Geit's no?

Die Kinder des Michel Lottaz werden ihren eigenen Sprösslingen ein heisses Video ihres Grossvaters zeigen können: «Lueget guet, das isch dr Grossvati, 1995, bim Schifahre – itz gheit är de um, und in es paar Sekunde gset mer ne scho mit em Hals-Chrage.»

Hakuna matata!

“ In unserer Personalzeitung bieten wir den 6'711 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Migros Bern wöchentlich auch Wettbewerbe und Dienstleistungen an. Kürzlich erhielten wir Post von Mickey Mouse. Mickey stellte uns kostenlose Mitgliederausweise für den «Magic Kingdom Club» im Disneyland Paris mit vielen Vergünstigungen für alle interessierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Aussicht. Das ist wie gemacht für eine Aktion der M-INFO, wie unsere Personalzeitung heisst. Für Bestel-

lungen braucht man Mickey nur anzurufen. «Hakuna matata!», kein Problem, würde Pumbaa, die Wildsau aus «Lion King», dazu sagen. ”

Selbstverständlich hat Mickey den Brief nicht selber, sondern von Disneyland-Paris-Frau Martina Engel unterschreiben lassen. Der beigelegte Disneyland Paris-Prospekt macht erst recht gluschtig. Weil das Papier von Mickey keinen offiziellen Briefkopf aufweist, bin ich für «weitere Auskünfte» auf die im Brief erwähnte Telefonnummer angewiesen. Sie stimmt übrigens mit derjenigen im Disneyland



Paris-Prospekt überein: 06196-6330*.
Hakuna matata.

Weil ich selten bloss «nur» telefoniere, sondern während eines Gespräches meistens gleichzeitig am PC arbeite, muss ich mich verwählt haben. Und wie. Am Telefon meldet sich nämlich ein Herr aus Toulouse. Je m'excuse. Zweiter Anlauf dann, voll konzentriert. Wieder nimmt der gleiche Monsieur ab, Irrtum vorbehalten, ein, wie sich herausstellt, Direktor der Aerospace in Toulouse. Wunderbar. Weil ich für meine Kolleginnen und Kollegen aber keinen Airbus A-300 bestellen, sondern lediglich Magic Kingdom Club-Mitgliedschaftskarten anfordern will, trennen wir uns in gegenseitigem Lachen. Was ist aber mit der Nummer 06196-6330? Liegt die unter Umständen gar nicht in Frankreich? Ein Blick auf den Poststempel verrät folgendes: «Port payé Rotterdam. En cas de non remise renvoyer à BP 71120 Rotterdam.» Ich verstehe gar nichts mehr.

Irgendwo in meinem Gnuusch finde ich nach kurzer Suchaktion sogar die Nummer des Disneyland in Paris. Nachdem mich drei hochanständige Damen miteinander verbunden haben (während der Wartezeit bekommt der Anrufer Musik aus Disney-Filmen zu Ohren – sogar das Elton-John-Lied «Hakuna matata!»), erklärt mir «Nummer 4», dass ich eine ganz andere Nummer in Paris anzurufen hätte. Bei meiner neuen Gesprächspartnerin liege ich dafür richtig. Na ja, fast. «Befindet sich Bern in der französisch- oder der deutschsprachigen Schweiz?» will «Minnie» in perfektem Schriftdeutsch wissen. Als sie die Antwort geflüstert bekommt, übernimmt sie die Regie: «In dem Fall müssen Sie nach Deutschland anrufen. Nummer 06196-6330». Merken Sie öppis?

fröhliche Sabine Strassfeld. Wie ich ihr meine Odyssee erkläre, entschuldigt sie sich dafür (obwohl sie ja gar nichts dafür kann). Der mehr oder weniger anonyme Brief ihrer Kollegin Martina Engel ist ihr ein Rätsel. Hakuna matata, jetzt sowieso, wo ich am richtigen Ort bin: «Geben Sie mir bitte Ihre Faxnummer?» will ich von Frau Strassfeld wissen, weil ich ihr den ganzen Kram schriftlich zukommen lassen will. Der Anschluss ist klar: 0049 6196 595 990. «Danke, Frau Strassfeld, Sie sind ein Engel».

Nachdem die Fax-Verbindung auch beim dritten Anlauf nicht zustande kommt, rufe ich Frau Engel, pardon, rufe ich Frau Strassfeld an: «Entschuldigen Sie bitte, vor lauter Freude, dass ich die richtige Stelle bei Disneys doch noch gefunden habe, habe ich wohl die falsche Faxnummer notiert. Könnten Sie sie mir bitte nochmals sagen?» 0049 6196 595 990. Komisch. «Genau diese Nummer versuche ich seit einer Stunde. Es klappt nicht.» – «Das kann schon mal sein, wissen Sie, wir haben sehr viel Fax-Verkehr».

Die Moral der Geschichte? Falls Sie für Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kostenlose Mitgliederkarten mit vielen Vergünstigungen für den Magic Kingdom Club im Disneyland Paris bestellen wollen: Fax Nummer 0049 6196 595 990 weiss Bescheid. Am besten vor 05:00 und nach 23:00 Uhr. Hakuna matata? Offenbar schon, denn es vergehen ziemlich genau sechs Wochen (...), bis wir die angeforderte und versprochene Post erhalten.

* Damit Monsieur nicht ständig von «Mynetwäge»-Leserinnen und -Lesern Scherzbestellungen für Airbusse erhält, wurde diese Nummer leicht geändert.

Unter 0049 6196 6330 meldet sich die

Polo zum Fünfzigsten!

„Faszinierend ist mein Traumjob auch deshalb, weil ich mit vielen Künstlerinnen und Künstlern in Kontakt komme, die zu kennen lernen ich als «Privater» kaum den Hauch einer Chance hätte. Viele dieser Bekanntschaften gehen im Laufe der Jahre dann über das rein «Geschäftliche» hinaus.“

Als extremer Frühaufsteher melde ich mich dann und wann, so einmal im Monat, kurz nach der Hauptausgabe der «Tagesschau» bei der Familie ab, so auch heute: «Schlafet guet!» Mitten in der Nacht läutet das Telefon im Schlafzimmer (ich weiss, ich weiss... Sie haben ja recht). Als ich nach wenigen Sekunden und dreimaligem Drauftätschen realisiere, dass es der Wecker nicht sein kann, stolpere ich zum Telefon. «Halloooo?» – «Tschou, da isch dr Polo. Han ig Di geweckt?» – «Wie, was, nei, überhoup nid, was isch für Zyt?» Aha, halb zehn. Anschliessend folgt eine persönliche Einladung zur Feier des Fünfzigsten. Irgendwann während der Nacht erkundige ich mich sicherheitshalber bei meiner Frau, ob ich geträumt habe, oder ob Polo National wirklich angerufen hat. Er hat. Zumindest hätte ich mit jemandem gesprochen.

Wer will schon mit leeren Händen an einer Mega-Party aufkreuzen? Äbe.

Und weil in einer Firma der unbegrenzten Möglichkeiten arbeitend, motiviere ich Hermann Weber und Marc Trinkler von unserer Jowa-Hausbäckerei im Shoppyländ dazu, einen Geburtstagskuchen der ganz besonderen Art zu backen: Die CD-Hülle von «Willkommen in der Sonderbar». Fast 20 Kilo schwer, über einen Meter «läng und breit» ist die Maxi-CD zum Schluss! Typisch Bornhauser: Lässt sich von seiner Fantasie inspirieren und denkt die Sache nicht ganz zu Ende. Durch die normale Eingangstüre zur «Mühle» Hunziken lässt sich das Kunstwerk nämlich nicht tragen – zum Glück gibt es noch einen Lieferanteneingang.

Polo ist zu bewundern. Und ein Gutmütiger. Erstens begrüsst er jeden Gast persönlich und zweitens wundert er sich



von Zeit zu Zeit selber, wen er alles eingeladen haben soll. «Kei Ahnig, wär das gsi isch», flüstert er einmal in die Runde. Eines ist klar: Viele der ausgesprochen hübschen jungen Damen geben sich sichtlich beeindruckt, wie sie Polo von ihren weniger taufrischen Begleitern vorgestellt werden. Und ohne Hintergedanken zu entwickeln, da überlege ich mir halt, ob etwa... aber lassen wir das.

Eine der Anwesenden sieht Sinead O'Connor täuschend ähnlich, eine andere macht bewusst auf «Ursula Andres», als diese noch ihre besten Zeiten mit 007 hatte. Besagte Fata Morgana spricht aber nicht mit Dr. No, sondern mit Ku No, Berater in allen Lebenslagen und identisch mit dem Leadsänger von «Züri West». Bei dieser Gelegenheit frage ich mich einmal mehr, weshalb Kuno Lauener derart «Schriis» bei den Frauen hat. Vermutlich bricht da der pure Neid durch. Übrigens, apropos Prominenz. Fast alle, die sich in den letzten 100 Jahren singenderweise im Kanton Bern einen Namen gemacht haben, sind da, unter vielen anderen: Jacky, besagter Kuno mit den «Züri West», Rumpelstilz, die Schmetterband, Tinu Heiniger, Calvin Russell (sofort nach seinem Bierhübeli-Konzert angereist), Franz Biffiger, Marco Morelli, Sina, Büne Huber, Housi Wittlin, Jüre Hofer, Jimmy Hofer & Band. Aber auch eine Nacht lang Fülland ist zugegen, ebenso die Tage des Zweifels. Was den Abend ebenfalls so unvergesslich macht: Kein einziger Politiker ist zu sehen, vermutlich weil der Klatschreporter, pardon, weil der Gesellschaftsredaktor der Wochenzeitung «Berner Bär» ohne Kamera anrauschen musste.

Derweil im obersten Stock zwei Roadies (die haben mit «Rowdies» nichts gemeinsam, auch wenn die «Aemme Zytig» kürzlich die beiden Begriffe in einem Artikel

verwechselt hat) Billard spielen, beweist Polo unten im Saal einmal mehr, dass er Genialitäten mit sich herumträgt, die niemand vermutet. Wie der Mann auf der Bühne sozusagen solo während ungefähr zehn Minuten die Geschichte von Pfaffen am Berner Münster vorträgt, das ist, schlicht und einfach Weltklasse – und das meine ich ehrlich. Würde Ben Kingsley («Gandi») in einem Film mit Derartigem auftrumpfen, eine «Oscar»-Nomination wäre ihm sicher.

Weil ich «the day after» im Geschäft zufälligerweise den Kopf bei der Sache haben sollte, mache ich auf vernünftig – und trinke den ganzen Abend bloss Bier. Alkoholfreies, aus dem Appenzöllischen. Diese scheinbar unscheinbare Begebenheit verdient hier insofern eine besondere Würdigung, als dass das Gesöff nämlich eher nach eingeschlafenen Füßen als nach Bier schmeckt. Vermutlich stossen Fans dieser Marke auf ihr gegenseitiges «Zum Unwohlsein!» an. Um noch Schlimmerem vorzubeugen, mache ich mich knapp vor Mitternacht, just als die «West» aufspielen, auf den Heimweg.

Die Gefahr, dass mich Polo heute nacht aus dem Schlaf reisst, ist vergleichsweise gering.

Inhaltsverzeichnis

Nachsitzen!	2
Bo's Europa-ABC	4
♠-König schlägt ♥-Dame	6
Schneewitterich und die sieben Zwerge	8
Das isch Musig!	10
Prinzessin Mounira	12
Wieso loufsch nid, Buume?	14
Der Forschung sei Dank...	16
Beluga: Es muss nicht immer Kaviar sein	18
Vincent Walek	20
Der Friedhof in Bremgarten	22
It's Lady's Nite	24
Fürioooo...	26
Von Storchenbrutpaaren und Erdnussbutter	28
Sprechen Sie mit Ihrem Kaugummi	30
Mr. McCartney: Phonecall for you!	32
Do you know the way to San Jose?	34
Volksinitiative für eine neue Nationalhymne	36
Plöffer	38
Das Mystische entmystifizieren	40
Vo de Fettfläcke an Tschoope	42
Mit abgesägten Hosen	44
Schweiz 1, Bregy 0	46
Königsfelder 51756030	48
Picnic	50
505	52
Un ora per voi	54
Nimm 2	56
«Da isch dr Samichlous am Chlous-O-Phon»	58
X-MAS Shoppin' in New York	60
Und den Menschen ein Wohlgefallen	62
Sie haben gut gewählt!	64
L'Hôpital de Sierre	66
Hakuna matata!	68
Polo zum Fünfzigsten!	70

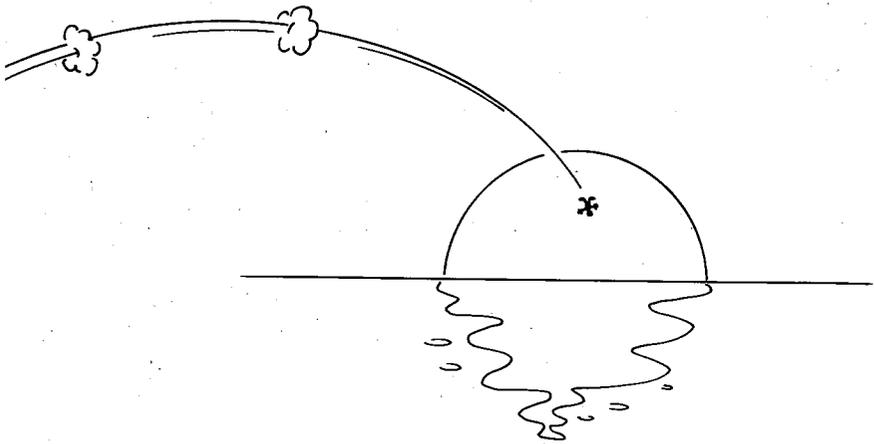
In dieser Serie vom gleichen Autor bereits erschienen:

«Churz vor em Ablösche», 1992 (vergriffen)

«Churz nach em Ablösche», 1993 (vergriffen)

«Sygseso», 1994

Möglich, dass 1996 «Henusode» publiziert wird – mit neuen, aber auch mit den besten bisherigen Realsatiren. On verra. Apropos: Viele vermeintliche Druckfehler (Parallelogramm, Solidarität, Blocker, komplott, perechtig, Wettkrämpfe etc.) waren/sind beabsichtigt, weil sie in unmittelbarem Zusammenhang mit dem soeben Beschriebenen stehen...



ALS FERIENLEKTÜRE GEEIGNET